BASTEI

STERNEN FAUST

Die Welt der Mantiden

Band 3 • Deutschland 1,50 €
Österreich 1,80 € • Schweiz 3,00 CHF
Belgien 1,80 € / Luxemburg 1,80 € / Niederlande 1,80 € / Frankreich 1,80 €
Italien 1,80 € / Spanien 2,10 € / Griechenland 2,10 € / Portugal cont. 2,10 €







Die Welt der Mantiden

von Luc Bahl

Sie hatten keine Chance.

Das rasch lauter werdende, schrille Klacken kündigte das Eintreffen von Krankengleitern an. Doch da war die kleine Gruppe längst von einer Übermacht der GP umzingelt, der Geheimpolizei. Sie schienen es nur noch nicht zu wissen. Denn außer ihnen war niemand zu sehen. Bei den meisten Demonstranten begannen jetzt die Fühler nervös zu zucken. Es war ein genehmigter, friedlicher Protest, weit weg vom Palast und dem Botschaftsviertel. So weit weg sogar, dass ihr Aufmarsch im Grunde völlig sinnlos war. Wer würde hier etwas von ihrem Protest mitbekommen? In dieser heruntergekommenen Gegend. Viele Gebäude machten einen unbewohnten und verwahrlosten Eindruck.

In diesem Augenblick schossen wie aus dem Nichts die Gleiter der GP heran. Mit mächtigen Sätzen sprangen die uniformierten, schwer bewaffneten Polizisten herunter und begannen, ohne Warnung zu feuern. Einer Sturmflut gleich rasten die Schockwellen über die kleine Gruppe hinweg – und durch sie hindurch …

Prolog

Wer Augen hat zu sehen …

Der Wortführer der Demonstranten hob noch beide Armpaare in die Luft und wollte etwas sagen, aber er kam nicht mehr dazu. Unkontrolliert zuckten die vier unterschiedlich großen Arme und die sechs Beine hin und her. Auch die übrigen Demonstranten schlugen wie wild um sich. Gewaltige Körper krachten gegeneinander, ohne ihre Bewegungen abbremsen oder sich vor den Schlägen der anderen schützen zu können. Chitinplatten knirschten, Feinarme brachen, panisches Klicken gellte durch die engen Straßen, Angstschreie ertönten. Dickflüssiges, silbernes Blut strömte aus den aufgerissenen Wunden – Verletzungen, die sich die Demonstranten zusammengedrängt und hilflos den Attacken der Schockwellen ausgesetzt, gegenseitig beigebracht hatten.

D'koh hatte mehr als genug gesehen. Erschrocken wich er vom Fenster zurück und eilte wieder nach oben in seine Werkstatt.

Es dauerte nur wenige Minuten. Der Sensor tickte noch seine Botschaft, dass sich drei Besucher der Werkstatt näherten, da füllten sie bereits den Raum, der auf einmal viel zu klein war, um ihnen allen ausreichend Platz zu gewähren.

Während zwei Augenpaare die Geräte, das Werkzeug und die Ersatzteile musterten, zwei Fühlerpaare sichernd durch die Luft vibrierten und zwei schussbereite Schockblaster auf D'koh gerichtet waren, zwängte sich der dritte mit starrem Blick zwischen den Arbeitstischen auf D'koh zu.

Das Piepsen eines Scanners ertönte.

»Alles sauber, Chef«, sagte einer der beiden und schob, während seine beiden Kampfarme nach wie vor den Blaster umklammert hielten, mit den beiden Kleinhänden das Gerät zurück in die Uniformtasche.

»Name?«, fragte der eben Angesprochene und fixierte D'koh mit kalten Augen.

»Steht auf dem Schild neben der Tür«, sagte D'koh und zuckte zusammen. Einerseits weil ihm diese Bemerkung, ohne dass er es wollte, herausgerutscht war, andererseits weil er unwillkürlich einen Schlag von dem brutal wirkenden Chef der kleinen Truppe erwartete.

Der hielt einen Kampfarm zwar erhoben, schlug dann aber nicht zu, sondern lachte nur kurz.

»Komiker!«, knurrte er. »Fändest du es auch lustig, wenn ich dich jetzt durch den Raum vor die Tür schleife, damit du mir vorliest, was dort steht?«

»Ich heiße D'koh«, antwortete er schnell.

»Und was tust du hier, D'koh?«

»Ich repariere Bildballons. Die Genehmigung hängt dort an der Wand.«

»Genehmigung. Du weißt, was so eine Genehmigung wert ist, wenn ich meinen Männern befehle, das Sigel zu löschen.«

Es war eine Feststellung, keine Frage.

D'koh spürte, wie die Kälte aus den Augen seines Gegenübers in sein Inneres kroch und sich dort ausbreitete.

»Wie kann man mit so einem Geschäft überleben, D'koh?«, fuhr der Chef der GP-Einheit fort. »Wenn bei mir zu Hause ein Bildballon abraucht, dann werfe ich ihn weg und kaufe mir einen neuen.«

Die beiden anderen GPs lachten. D'koh schwieg.

»Was sind das nur für Leute in dieser Gegend, die einen abgerauchten Bildballon jemandem wie dir zum Reparieren bringen?«

Das Gelächter wurde lauter.

»Die Leute in dieser Gegend sind nicht so wohlhabend wie ihr es seid«, murmelte D'koh und verfluchte sich gleichzeitig, dass er wieder einmal seinen Mund nicht hatte halten können.

»Wie bitte? Habe ich richtig verstanden?«, donnerte der Chef der Polizeieinheit, als hätte er auf irgendetwas in dieser Art gewartet, was er als Provokation werten konnte. Er schrie und übertönte das Gelächter seiner Kollegen, die augenblicklich verstummten.

»Ich … ich …«, stammelte D'koh.

»Ja? Ich höre?« – Eine Faust donnerte auf den Tisch. Einzelne, kleine Leichtmetallteile, die sich vor D'koh auf dem Tisch befanden, begannen zu klirren.

Eine fremde Stimme drang von der Tür durch den Raum. »Ist hier auch noch was aufzunehmen?«

Es zischte leise, so schnell peitschten die Fühler der Polizisten in seine Richtung. Der Kopf des Nachrichtenmanns verschwand beinahe unter den Aufbauten, die zwischen seinen Fühlern und den Augen angebracht waren. Auf seinem breiten Rücken befand sich das eigentliche Aufzeichnungsgerät, eine schmale, wie eine Satteldecke darüber gelegte, flexible Speicher- und Sendeeinheit, mit welcher der mobile Nachrichtenagent mit seiner Zentrale verbunden war. Ein Breitbandkabel verband diese deckenähnliche Einheit mit den Geräten auf seinem Kopf. Die wiederum empfingen nicht nur permanent Ton und Bild, sondern waren auch mittels eines Interface mit dem Gehirn des Nachrichtenagenten verbunden. So konnte er sämtliche Geräte mental steuern und einen spontanen Rohschnitt seiner Aufzeichnungen anfertigen, bevor er ihn in die Zentrale sendete.

Unmittelbar hinter ihm drängten sich zwei weitere, auffallend junge Nachrichtenfrauen, offensichtlich Assistentinnen des Agenten.

»Stammen die Waffen von hier?«, fragte der Nachrichtenmann, dessen Stimme D'koh bekannt vorkam. »Nein«, fuhr der Nachrichtenagent fort, ohne eine Antwort abzuwarten, »das sieht wohl nicht so aus, eher wie eine Bildballonwerkstatt. Oder?«

Jetzt fiel es D'koh ein.

»Sie sind Gla'Thal«, rief er, »ich bin ein großer Fan von Ihnen.«

Das Letztere stimmte zwar nicht, aber D'koh wollte nicht unhöflich sein.

Der Nachrichtenagent verbeugte sich leicht in seine Richtung.

D'koh hatte ihn noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Vor allem der komplizierte technische Aufbau auf Gla'Thals Kopf machte ihn nahezu unkenntlich. Während seiner Beiträge im regierungsnahen Informationsprogramm war er nur ohne diese Geräte zu sehen. Selbst bei Vorortberichten. Anscheinend schnitt er von sich selbst immer irgendwelche Archivaufnahmen hinein, denn jetzt – da er direkt mit ihm konfrontiert war – erkannte D'koh an den Chitinverfärbungen, dass Gla'Thal wesentlich älter war, als in den aktuellen Bildballonprogrammen.

»Nein, hier gibt es nichts aufzunehmen«, antwortete der Chef der GP-Einheit, »Sie können wieder in ihr Studio zurück. Die Aktion ist abgeschlossen.«

Die Stiege zu seiner Dachwerkstatt war zu eng. Deshalb kletterten die jungen Assistentinnen und der Nachrichtenagent rückwärts wieder hinunter.

»Wir haben hier nichts mehr zu tun, gehen wir«, schnarrte der Chef die Männer seiner Truppe an.

Auch die beiden bewaffneten GPs verschwanden nun durch die Werkstatttür. Bevor der Chef ihnen folgte, drehte er sich noch einmal halb um und schwenkte seine Fühler in Richtung D'koh.

»Irgendetwas gesehen von dem, was da unten vorgefallen ist?«, knurrte er.

Mit einer verneinenden Geste schob D'koh die Feinarme gegeneinander.

»Was ist passiert?«, fragte er und wies mit dem rechten Kampfarm nach oben zu dem großen runden Dachfenster über ihm in der Decke. »Von hier aus sehe ich nur den Himmel.«

Wortlos drehte sich der Chef der GP-Einheit um und verschwand in der engen Stiege, die in die tieferen Stockwerke und nach unten führte.

D'koh blieb grübelnd sitzen. Er wusste, was er vorhin gesehen hatte. Und er ahnte, was er in Gla'Thals Nachrichten sehen würde. Der Nachrichtenmann hatte etwas von Waffen erwähnt. Waffen, die er, D'koh, zuvor bei den Demonstranten nicht gesehen hatte. Auf einmal spürte er, wie sich die Kälte weiter in ihm ausbreitete, obwohl die GPs mit ihrem undurchdringlichen Chef das Haus längst wieder verlassen hatten. Das war ein deutliches Zeichen für ein ziemlich schlechtes Gefühl, das sich in seinem Bauch zu einem ätzenden, trägen Klumpen verdichtete.

Als D'koh Stunden später seine Werkstatt verließ, ohne auch nur noch einen Schlag gearbeitet zu haben, war der Platz vor dem Gebäude so gähnend leer wie meistens. In dieser Gegend verkrochen sich die Leute lieber rasch in ihre engen Häuser, als sich draußen aufzuhalten. Ein perfekter Ort für eine Demonstration, die niemand sehen sollte.

Abgesehen von den offiziellen Bildern, die von den Nachrichten gebraucht und gebracht würden.

Auf einmal begriff D'koh, woraus sich diese höchst unangenehme Mischung aus schlechten Gefühlen in ihm zusammensetzte. Er hatte Angst vor den schwer bewaffneten GPs gehabt, doch das war längst nicht alles. Hinzu kam eine unbestimmte Sorge. Wohin hatte man die Demonstranten gebracht, nachdem man sie mit den Schockwellen außer Gefecht gesetzt hatte? Was hatte man mit ihnen vor, was würde mit ihnen geschehen?

Und da war noch etwas. *Selbstvorwürfe!*, meldete sich sein schlechtes Gewissen. Es war ihm klar, hier war etwas geschehen, von dem die Demonstranten nichts wussten und er nur durch Zufall eine wage Ahnung erhalten hatte. Sie – die man in diesen abgelegenen Winkel der Stadt geschickt hatte, um vor leeren Gebäuden ihren Protest zum Ausdruck zu bringen – waren nur kleine, aber höchst willkommene Spielsteine in einem undurchsichtigen Spiel gewesen, dessen Regeln sie nicht kannten und D'koh auch nicht.

Was hätte er tun können?

Hätte er etwas tun können?

Müde, erschöpft und niedergeschlagen schlich er an den Hauswänden entlang, ohne zu wissen, wohin ihn sein Weg führen würde …

*

Grell schrillte die Alarmsirene durch alle Decks der STERNENFAUST. Ein Geräusch, das Tote wecken konnte.

Mit einem Ruck war Commander Dana Frost, Captain der STERNENFAUST, wach. Rings um sie herum herrschte ein gelbliches Dämmerlicht, die so genannte Nachtbeleuchtung, die in den Kabinen eingeschaltet wurde, wenn man schlafen wollte. Ganz dunkel war es hier nie und nirgendwo. Höchstens da draußen, eine Armlänge entfernt und auch dort nur im Schatten einer Dunkelwolke, die den Blick auf die Sonnen und Galaxien verschluckte.

Schweiß tropfte ihr von der Stirn. Sie war jetzt wach, hellwach sogar.

Aber von einem Alarm war nichts mehr zu hören. Nur das sanfte, kaum hörbare Brummen der Generatoren, die den Leichten Kreuzer mit Energie versorgten, schlich sich in ihr Bewusstsein.

Hatte sie geträumt?

Ein rascher Schwung beförderte sie aus dem Bett. Dann brauchte sie sich nur noch über den kleinen Kabinenschreibtisch beugen. Mit einem wuchtigen Hieb schlug sie auf die rote Taste des Bordinterkoms. Das ging schneller, als in der Dämmerung nach ihrem mobilen Interkom zu suchen, das sie ohnehin abgeschaltet hatte, als sie schlafen gegangen war. Augenblicklich sprang auch der Bildschirm an.

»Was ist los bei Euch?«, bellte sie.

Das Bild auf dem Schirm flackerte. Statt einer Antwort kam nur ein leises Rauschen.

»Verdammt!«, knurrte sie und griff nach der Uniform, die ordentlich über dem Bügel hing.

»Entschuldigen Sie, Captain, aber …«, die Stimme aus dem Interkom klang heiser und verzerrt.

»Was ist passiert, reden Sie!«

»Der Mandelbaum-Receiver ist ausgefallen, Captain und der Absturz der Treibersoftware hat zu irgendeiner fatalen Rückkopplung im gesamten System geführt.«

»Wie konnte das geschehen? Wir haben zwei Mandelbaum-Receiver?«

Das Abbild desjenigen, der mit ihr über das offensichtlich gestörte Interkom sprach, begann sich in hektisches Geflacker aufzulösen. Schon vorher hatte sie nicht erkennen können, mit welchem Techniker sie es zu tun hatte. Aus dem Lautsprecher drang jetzt nur noch ein laut krachendes, verzerrtes Rauschen, das im Einklang mit den eben noch zu erkennenden Lippenbewegungen des Technikers an- und abschwoll. Es war so, als ob der Mann sich Hunderte von Lichtjahren entfernt aufhielt und nicht nur einige Dutzend Schritte.

»Keine Chance!«, rief sie ins Mikrophon. »Umschalten auf mobil. Ich komme.« Während der letzten beiden Worte hatte sie das Gerät bereits abgeschaltet.

Kleine Ursache, große Wirkung, dachte Dana Frost, als sie in Rekordtempo in die Uniform schlüpfte.

Der Mandelbaum-Receiver war eigentlich ein Gerät, an das man wenig Gedanken verschwendete. Captain Frost hatte bisher nur von einem einzigen Fall gehört, wo diese kleine technische Einheit, die zur internen Steuerung des Bergstrom-Antriebs notwendig war, den Geist aufgegeben hatte. Damals aber mit fatalen Wirkungen. Es war rund fünfunddreißig Jahre her, dass das spurlose Verschwinden des Siedlerschiffs Wilson's Smile für Schlagzeilen gesorgt hatte. Ein verstümmelter Funkspruch war das letzte gewesen, das man von der Wilson's Smile gehört hatte. Der Ausfall des Mandelbaum-Receivers wurde gemeldet und dass man zuversichtlich sei, den Schaden schnell beheben zu können.

Doch irgendetwas musste die Reparatur verhindert haben, jedenfalls galt das Schiff seitdem als verschollen und mit ihm fast fünfhundert Siedler, fünfundneunzig Mann Besatzung und zahllose Haus- und Nutztiere. Computersimulationen hatten ergeben, dass in rund 0,01 Prozent aller ohnehin ausgesprochen seltenen Fälle, in denen ein Mandelbaum-Receiver ausfiel, ein Überschlag der abgestürzten Software auf die Steuerung anderer Geräte möglich wäre. Dadurch könnte eine fatale Kettenreaktion ausgelöst werden.

Auf diese Weise verringerte sich die rechnerische Wahrscheinlichkeit zwar noch weiter, aber bei modernen Schiffen war seitdem der Einbau eines zweiten Mandelbaum-Receivers Vorschrift. Viele Raumschiffe

älteren Datums durchquerten aber nach wie vor ohne zweiten Receiver die Weiten des Alls, mit anderen Worten, die Gefahr wurde für mehr als vernachlässigenswert erachtet.

Vor ihr lief Lieutenant Catherine Black über den Gang. Es war der molligen Leitenden Ingenieurin anzusehen, dass auch sie geschlafen hatte. Ihre Haare standen wild in alle Richtungen und die Uniformjacke hatte sie sich erst über einen Ärmel gezogen.

In diesem Augenblick flackerte das Licht auf dem Gang.

»Notstrom! Verdammter Mist!«, stieß sie leise hervor. Auch die an Bord der STERNENFAUST herrschende künstliche Schwerkraft hatte für den Bruchteil einer Sekunde ausgesetzt.

»Was sagen Sie dazu, L.I.?«, erkundigte sich der Captain.

»Im Moment noch gar nichts, dazu muss ich das Problem näher untersuchen«, antwortete Black mechanisch.

»In Ordnung, aber beeilen Sie sich, und fordern Sie alle Hilfe an, die Sie brauchen!«

Sie standen inzwischen in einem kleinen Nebenraum, von wo ein kurzer, enger Schacht zur Rückseite des kleinen Geräts führte, das ausgefallen war. Die Vorderseite des Mandelbaum-Receivers ragte direkt in das Bergstrom-Aggregat hinein. Ein Ausbau würde sehr aufwändig sein. Vielleicht ließ sich der Fehler ja erkennen, ohne am Aggregat selbst arbeiten zu müssen. Der Name des Geräts stammte von den für diesen Receiver typischen Kurven, die seine Anzeigen auf die Bildschirme an Bord projizierten. Für die komplexe Technologie an Bord spielte er nur eine eher untergeordnete Rolle, aber selbst ein kleines Korn im Getriebe konnte den ganzen Motor zerstören.

Immer mehr Leute versuchten, sich in den Raum zu drängeln.

»Jeder, der hier nichts verloren hat, geht zurück an seinen Platz«, rief Captain Frost mit befehlsgewohnter Stimme gerade so laut, dass alle sie verstehen konnten. Dann wandte sie sich an den Techniker, mit dem sie vergeblich versucht hatte, übers Interkom zu sprechen. »Gehen Sie Lieutenant Black zur Hand.«

Anschließend hielt sie ihr mobiles Interkom an die Lippen. Sie hatte schon vorhin festgestellt, dass die netzunabhängigen Geräte noch einwandfrei funktionierten und alle Offiziere bis auf Catherine Black auf die Brücke befohlen.

»Schadensmeldung aus allen Stationen und Abteilungen in spätestens fünf Minuten. Wenn Sie per Interkom nicht zu mir durchkommen, erwarte ich Ihren persönlichen Bericht.«

*

Noch bevor Dana Frost in ihrem Kommandosessel Platz nehmen konnte, erreichten sie die ersten Schadensmeldungen. Die Gauss-Geschütze konnten nur noch über externe Rechner, die aber vorhanden waren, angesteuert werden. Die normalen Computer waren wie fast

überall an Bord heruntergefahren und bedurften eines möglicherweise länger dauernden Neustarts. Selbst die Kantine meldete den Ausfall einiger Kühlgeräte, die mit einer Recheneinheit untereinander verbunden waren, um die Vorratshaltung der Nahrungsmittel an Bord aufeinander abzustimmen.

Wieder ertönte ihr mobiles Interkom.

»Frost«, meldete sie sich.

Auf dem winzigen Bildschirm erschien Catherine Blacks Gesicht. »Der Bergstrom-Antrieb selbst funktioniert einwandfrei. Die Energieübertragung der Generatoren für die bordinterne Energieversorgung hat sich systembedingt selbst abgeschaltet. Ich habe bereits einen Techniker beauftragt, eine Überbrückung herzustellen, solange die beiden Mandelbaums außer Betrieb sind. An den ersten Receiver mache ich mich jetzt.«

»In Ordnung, L.I.«, erwiderte Frost.

Es klang schlimmer, als es war. Trotzdem hatte eine tiefe Unruhe den Captain erfüllt, eine Unruhe, die sie sich aber keinesfalls anmerken lassen durfte. In diesem Augenblick flammten die großen Bildschirme wieder auf, die bis eben dunkel und tot in der Kommandozentrale hingen. Erleichtert blickten alle Anwesenden hoch.

Es war das Gefühl des Blindflugs, dass sie alle, Frost eingeschlossen, so nervös gemacht hatte. Nun, da Frost, ihr Erster Offizier Lieutenant Commander Tong, Ortungs- und Kommunikationsorfizier Lieutenant David Stein und der junge RuderLieutenant John Santos fast im Gleichklang einen leichten Seufzer der Erleichterung ausstießen, wurde ihr klar, dass es ihnen allen so gegangen war.

»Grinsen Sie nicht so unverschämt, Lieutenant Stein«, knurrte Frost, als sie sah, dass der Ortungsoffizier wegen der hörbar abgebauten Anspannung ein provozierendes Lächeln aufgesetzt hatte.

»Entschuldigen Sie, Captain, aber …«, den Rest dessen, was er sagen wollte, schluckte er runter, jedoch ohne damit aufzuhören, breit zu grinsen.

Dana Frost beschloss, es dabei zu belassen. Innerlich schimpfte sie sich jedoch eine Närrin, immer wieder oder besser immer mehr auf das schöne Gesicht ihres Untergebenen reinzufallen. Sie hielt ihre Gefühle für Stein zwar sorgfältig unter Kontrolle und hoffte, dass niemand sie ihr jemals ansehen würde, aber sich selbst gegenüber musste sie ehrlich sein. Sie mochte diesen Kerl und sie konnte sich durchaus vorstellen, dass sie und er …

Mit einer fahrigen Geste, mit der sie über ihre kurzen, schwarzen Haare strich, verscheuchte sie jeden weiteren Gedanken an etwas, das unmöglich war. Völlig unmöglich. Ein Techtelmechtel unter Angehörigen des Star Corps, die in der gleichen Kommandokette dienten, war – aus Gründen, die sie rein rational sehr gut verstand – schlicht und ergreifend verboten. Die Konsequenzen bei einem Verstoß konnten bis zur Suspendierung reichen.

Und das ist selbst ein so gut aussehender Mann wie Lieutenant David Stein

einfach nicht wert, wiederholte Danas Verstand ein ums andere Mal. Aber empfand sie auch so?

»Sie haben sich noch nicht gemeldet«, rief sie stattdessen, wie um diese Gedanken endgültig aus ihrem Kopf zu verbannen, in ihr mobiles Kom. Die wieder Funktionsbereitschaft anzeigenden, an allen Arbeitsplätzen fest installierten Interkoms ignorierte sie.

»Die fünf Minuten sind erst in drei Sekunden vorbei«, antwortete ihr augenblicklich eine angenehme Sopranstimme leicht verhallt aus dem Lautsprecher, ohne jedoch, dass der Bildschirm das zu dieser Stimme gehörende Gesicht zeigte.

»Sie irren sich, Doktor. Aber sei's drum, wie sieht's aus?«

»Ich konnte noch nicht alle Geräte überprüfen, aber das, was ich gecheckt habe, ließ sich entweder ohne Probleme oder nach einem kurzen Setup wieder problemlos starten.«

»In Ordnung, machen Sie weiter«, sagte Frost. Nach einer kurzen Pause fügte sie noch hinzu: »Wo kriechen Sie gerade rum, Doktor?«

»Unterm OP-Tisch, einige Geräte und Lampen werden mit Fußschaltern bedient, deren Leitungen hier unten zusammenlaufen.«

»Danke, Lieutenant«, beendete Captain Frost das Gespräch, denn sie sah, dass sich auf ihrem stationären Interkom die Leitende Ingenieurin, wieder meldete. »Was gibt's, Lieutenant Black?«

»Ich vermute, wir haben den Fehler gefunden, muss aber zur Sicherheit noch ein paar Tests durchführen«, antworte Catherine Black. »Die Mandelbaum-Receiver scheinen völlig in Ordnung zu sein, der Fehler liegt vermutlich in einer Master-Slave-Interferenz.«

Frost hatte nur eine wage Ahnung, was der Lieutenant damit meinte – und genauer wollte sie es auch gar nicht wissen. »Okay, beheben sie das!«

Der Reihe nach fragte Lieutenant Stein alle anderen Abteilungen ab, um den Captain auf dem aktuellsten Stand zu halten, was die massive Störung der Schiffselektronik anging. Tatsächlich erhielt sie keine allzu Besorgnis erregenden Meldungen mehr.

Dennoch schmeckte ihr der Vorfall überhaupt nicht. Sie würde einen Bericht schreiben müssen, und sie hoffte, dass sich die hoch bezahlten Spezialisten alsbald des Problems annehmen würden. Denn ein solcher Ausfall konnte auf jedem Schiff passieren und je nach Situation katastrophale Folgen haben. Die Besatzung und ihr Schiff hatten schlicht und ergreifend Glück gehabt. Großes Glück.

Dana Frost mochte es sich nicht ausmalen, was hätte geschehen können, wenn die selbst induzierte Veränderung der Software während eines Bergstrom-Raumfluges oder in einer Gefechtssituation aufgetreten wäre.

Bedenke, dass du sterblich bist, schoss es ihr durch den Sinn.

Der denkwürdige Ausfall der Bordelektronik schien zwar eine absolute Ausnahmeerscheinung zu sein, trotzdem würde sie in ihrem Bericht höchste Priorität zur Beseitigung empfehlen.

Wo kommen wir denn hin, wenn die Galeerensklaven auf einmal nicht mehr

rudern, sondern die Bodenplanken des Schiffs anbohren?, dachte sie.

An Schlaf war jetzt sowieso nicht mehr zu denken, also konnte sie sich auch wieder ihrer eigentlichen Aufgabe widmen.

»L.I.«, rief sie wieder ins Interkom.

»Hier Black. Captain, ich höre.«

»Sobald wieder alles normal läuft, habe ich zwei Aufgaben für Sie, Lieutenant. Erstens: Sie nutzen jede freie Minute, um eine Lösung zu entwickeln, damit das aufgetretene Problem uns nicht wieder überrascht.«

»Ja, Captain, aber …«, setzte die Ingenieurin zu einem Einwand an.

»Keine Widerrede, Lieutenant, ich weiß, was Sie mir sagen wollen, also sparen Sie es sich.«

»Captain, ich bin …«

»Sie sind Leitender Ingenieur dieses Schiffes und für das reibungslose Funktionieren verantwortlich«, sagte Frost, die Black für einen kompetenten, aber trägen Offizier hielt, der hin und wieder angetrieben werden musste. »Soll ich noch deutlicher werden?«

»Nein Captain.«

»Dann bin ich ja beruhigt. Hier der zweite Teil meiner Anweisung. Ich erwarte von Ihnen – umgehend, sobald die Störung beseitigt ist – einen detaillierten Bericht, wie viele Satelliten wir bereits ausgesetzt haben und wie wir mit unserer Arbeit im Zeitplan liegen?«

»Verstanden, Captain.« Blacks Stimme klang selbst durch den kleinen Lautsprecher des Interkoms ausgesprochen gequält.

»Dann frisch ans Werk, L.I.«

Mit einem Stirnrunzeln schaltete Dana Frost das Interkom ab.

Der seit langem schwelende Konflikt mit den Kridan, der die STERNENFAUST in diesen abgelegenen Teil der Galaxis geführt hatte, war seit kurzem deutlich eskaliert. Auf Befehl von Commodore Kim Ray Jackson schlich sich die STERNENFAUST in einem Sektor der Galaxis herum, der eindeutig nicht mehr zu den Solaren Welten gehörte, aber auch nicht zum Imperium der Kridan. Es war ein knapp vier Lichtjahre langer und dreißig bis vierzig Lichtminuten im Durchmesser großer Streifen »Niemandsland«. Ein Gebiet, das hauptsächlich von gewaltigen Schwaden staubförmiger Dunkelwolken durchzogen wurde, die einen gewissen taktischen Vorteil boten.

Die Konsistenz der Dunkelwolke sorgte für Ortungsschatten, in deren Schutz kleinere Schiffe wie die STERNENFAUST die Chance hatten, unbemerkt operieren zu können. Das war aber auch schon alles, was diese galaktische Region zu bieten hatte. Es befanden sich keine Sterne und keine Planeten in dieser Region. Die Materieansammlung hatte hier wohl nicht ausgereicht, um Sterne entstehen zu lassen.

Mit anderen Worten: Dieser Sektor war für alle raumfahrenden Völker so anziehend und reizvoll wie ein ausgespuckter Drops.

Nur eine Sache machte ihn seit kurzem für die Admiralität des Star Corps interessant. In unmittelbarer Nachbarschaft verlief eine der Grenzen des kridanischen Sternenreichs. Hier im Schatten der

Dunkelwolken Spionagesatelliten auszusetzen, die per Hyperfunk Flottenbewegungen der Kridan beobachten und ins Solsystem übermitteln konnten, war eine taktische Option, auf die man nicht verzichten wollte. Und deshalb bestand die Aufgabe der STERNENFAUST darin, diese Satelliten hier auszusetzen.

Captain Dana Frost drehte ihren Sessel zu Michael Tong.

»I.O., Sie haben die Brücke.«

»Aye, Captain, ich übernehme die Brücke.«

Beide grinsten leicht, während Frost das Kommando auf die formvollendete, altmodische Art an ihren Ersten Offizier abgab.

Anfangs hatte sich Tong schwer getan, Dana Frosts Kommando über die STERNENFAUST zu akzeptieren. Doch nach zwei erfolgreich beendeten Einsätzen war sein Respekt gegenüber Frosts Fähigkeiten stetig gewachsen.

Dana Frost betrat die Kantine.

»Hoffentlich funktioniert wenigstens der Kaffeeautomat …«, murmelte sie zu sich.

»Gut, dass sie da sind, Captain. Dann können sie ihn direkt ausprobieren.«

Wenn sie innerlich leicht zusammenzuckte, weil sie angenommen hatte, allein in der Bordkantine zu sein, dann ließ sie es sich nicht anmerken. Hinter der ihr abgewandten Seite des Automaten kam eine Gestalt auf den Knien rutschend zum Vorschein, die diese demütige Haltung zwar berufsbedingt gelegentlich einnahm, aber nicht unbedingt hinter einem Getränkeautomaten.

»Bruder William, was machen Sie denn hier?«, fragte Frost erstaunt.

»Sie haben mich neugierig auf den Geschmack gemacht, Captain«, antwortete der Christopherer, der zwar kein reguläres Mitglied der Besatzung der STERNENFAUST war, aber dennoch genauso stark mit dem Schiff und seinen Aufgaben verbunden war, wie alle anderen an Bord. »Ich wollte mir eben einen Kaffee ziehen«, fuhr er noch immer kniend fort, »aber dieses Wunderwerk menschlichen Erfindungsreichtums offerierte mir eine heiße, bittere Brühe. Und zwar so heiß, dass ich mir die Zunge verbrannt habe. Hört man das übrigens?«

»Deutlich, Bruder William. Alles was Sie sagen, klingt, als würden Sie kochen«, sagte Dana Frost grinsend.

Seit Mbuto Narewo den Orden der Christopherer im Jahr 2204 gründete, hatte sich diese Gemeinschaft rasch über das gesamte Gebiet der Solaren Welten ausgedehnt. Es gab heute kaum noch eine zivile oder militärische Einrichtung, die auf die Begleitung ihrer Schiffe durch Christopherer verzichten wollte. Der Erfolg dieser Gemeinschaft beruhte hauptsächlich darauf, dass seelsorgerische Angebote nur einen kleinen Teil dessen ausmachten, wofür Christopherer eine jahrelange, ordensinterne Ausbildung genossen. Dementsprechend vielfältig waren die oft überraschenden Fähigkeiten, mit denen ein Christopherer dienen konnte. Einige Brüder hatten es im diplomatischen Reisedienst

der Hohen Rats der Solaren Welten weit gebracht, obwohl sie es ablehnten, Botschafterposten anzunehmen. Sie agierten lieber und wirksamer aus dem Hintergrund und warben von dort aus für Verständnis und Toleranz.

William, ein noch ausgesprochen jugendlich wirkender Ordensbruder, überraschte gerade mit technischem Mut. Dana Frost hätte nicht gewagt, in den Eingeweiden des Getränkeautomaten herumzubasteln.

»Versuchen Sie es mal, Captain. Ich hoffe, ich konnte dieses Ding reparieren.« Mit diesen Worten drückte Bruder William wieder die Verkleidung auf den Automaten und erhob sich schwungvoll.

Dana Frost drückte auf das Sensorfeld, eine Tasse erschien im Ausgabeschacht und wurde gefüllt. Als sie die Tasse herauszog, quoll dichter Dampf hervor. Sie blies ihn fort und setzte den Becher vorsichtig an die Lippen.

»Brr!« Sie sich schüttelte. »Das ist alles, nur kein Kaffee. Probieren Sie, Bruder William.«

»Das ist … hm …«, überlegte der Christopherer, nachdem er einen kleinen Schluck probiert hatte. »Ich hab's! Das ist weganischer Kräutertee. Ein wenig erfolgreicher Exportartikel unserer Wega-Kolonnie.«

»Aha«, machte Frost. »Ich probiere es noch mal. Wir werden sehen, was das Ding ausspuckt, wenn man weganischen Kräutertee eingibt.«

Erneut erwachte das renitente Gerät zum Leben. Frost entnahm die Tasse.

»Nein!«, rief sie halb empört, halb belustigt aus. »Hier, was ist das, Bruder William?«

»Es ist gegen jede Logik wieder weganischer Kräutertee.« Er reichte ihr die Tasse zurück.

»Ist schon gut, behalten sie ihn«, wehrte Frost ab.

»Nein, danke, Captain. Ich muss jetzt gehen.« William stellte die Tasse mit dem unerwünschten Tee ab und verließ im Laufschritt die Kantine.

»Ich sage L.I. Black Bescheid, damit sich einer ihrer Leute darum kümmert«, rief sie ihm hinterher, aber sie wusste nicht, ob er sie noch verstehen konnte.

Nach einem dritten Versuch spuckte der Apparat endlich ein genießbares Getränk aus. Es war tatsächlich der gewünschte Kaffee, nachdem sie »Heiße Schokolade« eingegeben hatte. Bruder William musste einige Kabel vertauscht haben.

Kaum hatte sie an einem der Tische Platz genommen, meldete sich ihr Interkom. »Captain? Lieutnant Stein. Wir bekommen Besuch.«

»Von wem und wann, Lieutenant?«

»Dem Frequenzmuster nach ist es eindeutig ein Verband der kridanischen Flotte. Der bisherige Kurs zielt auf Sektor Z-delta, Dunkelwolke. Sie lassen sich Zeit, aber in knapp vier Stunden sind sie auf Gefechtsreichweite, wenn sie den Kurs nicht ändern.«

Captain Frost sprang auf und rannte zurück in die Kommandozentrale. Sektor Z-delta am Rand der Dunkelwolke war die Position, in der zurzeit die STERNENFAUST antriebslos im All trieb …

*

Die Selen-Station war wie immer völlig überfüllt.

Die gewaltigen Tanks, an die sich die Station anlehnte, bestanden in Augenhöhe aus durchsichtigem Material, durch das die silbrig-schimmernde Flüssigkeit hindurchschien. Spektakulärer waren die Leitungen, durch die das Volk der Dürstenden innerhalb der Station ebenfalls hindurchsehen konnte. Es konnte, je nach Versorgungslage geschehen, dass ein vielstimmiges, meist sehnsüchtiges Klicken ertönte, wenn ein Schwall des lebensnotwendigen Elements durch eine der Leitungen gepumpt wurde. Manchmal mischten sich auch zornige, unzufriedene Geräusche darunter.

D'koh hatte seine Zuteilung ohne Probleme erhalten, aber trotzdem fühlte er sich nach wie vor elend. Er spürte zwar, wie der frisch einsetzende, elektrokinetische Prozess durch die Selenzuführung seine Speicherzellen wieder auflud, aber seine niedergedrückte Stimmung vermochte dies nicht zu heben. Einen Kleinzyklus lang würde die Ration vorhalten.

Gut, es bestand für sie alle keine unmittelbare Gefahr, an Selenmangel zu ersticken. Dafür war dieses Element einfach zu weit verbreitet. Aber wer nahm bitteschön noch Selen in seiner ursprünglichen Form zu sich, wenn er nicht durch die Umstände dazu gezwungen wurde? Längst hatten sich alle an die immer wieder neu entworfenen Verfeinerungen und die hoch konzentrierten Zusätze gewöhnt, als dass noch irgendjemand darauf verzichten wollte.

D'koh war im Gedrängel der Station geblieben, weil er nicht alleine sein wollte. Eine der nahe gelegenen Manfald-Fabriken musste vor kurzem Schichtwechsel gehabt haben. Denn trotz der Enge zwängten sich immer mehr Arbeiter hinein. Nachdem er schon vor einiger Zeit seine Ration bekommen hatte, würde er sich nicht mehr lange hier aufhalten können, ohne den Zorn der draußen Wartenden zu erregen.

Doch die fatale Lähmung durch die Ereignisse der letzten Stunden hatte ihn noch unerbittlich fest im Griff.

Von außen war ihm nichts anzusehen, die herabhängenden Fühler und das hell verfärbte Chitin seines Gesichts signalisierten höchstens so etwas wie gepflegte Langeweile. Mit genau diesem Ausdruck ließ er sich weiter an den Rand drängen. Er sah durch das Fenster hinaus auf die Menge der Wartenden, die immer unruhiger zu werden schienen, da die Abfertigung heute besonders langsam vor sich ging.

Er schaute hinaus – und sah doch nicht richtig hin.

Denn erst das Klopfen eines Feinarms von außen gegen die Scheibe direkt in Höhe seiner großen, gewölbten Augen ließ ihn aufschrecken.

»Qua'la«, klickte er fast lautlos, denn sie konnte ihn dort draußen ohnehin nicht verstehen.

Automatisch stellten sich seine Fühler wieder auf und freudige Schlieren zuckten über sein Gesicht. Er deutete mit einem Arm zur Tür und machte sich auf den Weg nach draußen.

Es dauerte eine Weile bis er sich durch die eng-an-eng gepressten, massigen Leiber der Dürstenden ins Freie gekämpft hatte.

»Qua'la«, rief er laut und voller Freude, als er draußen angekommen war.

Mit einer fast zu vertrauten Geste strichen seine Feinarme sacht über ihre Fühler. Aber mit einem raschen Blick zur Seite machte sie D'koh deutlich, dass sie in aller Öffentlichkeit ein distanzierteres Verhalten erwartete.

»Was machst du hier in dieser Gegend, Qua'la?«, fragte er ohne näher auf ihre Geste einzugehen. »Du hast doch den Besuch in solchen Stationen wirklich nicht nötig.«

»Lass uns ein Stück gehen«, erwiderte sie, ohne ihm zu antworten und schob D'koh energisch vorwärts.

»Was ist los?«, fragte D'koh, als sie nach einigen Schritten den Auflauf vor der Station hinter sich gelassen hatten.

»Natürlich gehe ich nicht in solche … solche …«, sie war sich unsicher, wie sie es ausdrücken sollte.

»Sag, was du denkst«, ermunterte D'koh sie, »zwielichtige Orte. War es das, was du sagen wolltest?«

Qua'la machte eine unbestimmte Geste der Zustimmung.

»Ich stamme nicht aus einer so edlen Familie, wie du«, sagte D'koh mit fester Stimme, »und die anderen hier in dieser Gegend auch nicht. Das weißt du, und du weißt auch, dass Leuten wie uns gar nichts anderes übrig bleibt, als solche Orte aufzusuchen.«

»Es war nicht so gemeint, D'koh. Es ist nur …«

»So ordinär, so gewöhnlich. Ich weiß, in deinen Kreisen zieht man sich vornehm zurück, wenn man seine Selenration braucht. Es gehört sich einfach nicht, diese Gier danach in aller Öffentlichkeit zu zeigen. Zu zeigen, dass man es genauso dringend braucht wie jeder andere. Es ist ja sooo peinlich, dass man die gleichen Bedürfnisse hat wie die Masse des einfachen Volkes.«

»Fertig?«, fragte Qua'la mit einem schnippischen Unterton.

»Entschuldige. Ich wollte nicht predigen. Trotzdem, genauso empfinde ich das. Es tut mir Leid, die wenige kostbare Zeit, die ich mit dir verbringen kann, mit Propaganda zu vertun.«

»Es ist keine Propaganda, sondern die Wahrheit. Ich weiß doch, dass du Recht hast, aber ich kann einfach nicht aus meinem Panzer.«

»Ich bin überrascht, dich hier zu sehen? Was machst du hier?«, wechselte D'koh das Thema.

»Ich habe mir Sorgen gemacht«, antwortete Qua'la.

Obwohl er eine Ahnung hatte, wovon sie sprach, fragte er: »Warum?«

»Hast du denn nichts mitbekommen? Selbst in der Botschaft werden

die Ereignisse auf allen Ebenen diskutiert. Selbst hier macht man sich Sorgen. Zuerst hat Gla'Thal in seiner Sendung darüber berichtet, jetzt kommt es auf jedem Kanal.«

D'koh tat, als verstünde er nicht.

»Die Geheimpolizei hat einen bewaffneten Aufstand niedergeschlagen. Direkt vor deiner Haustür.«

»Es war kein Aufstand und erst recht kein bewaffneter Aufstand …«, erwiderte D'koh.

»Hast du etwa …? Warst du etwa …?« Den Rest des Satzes ließ Qua'la unausgesprochen.

»Nein, wie kommst du darauf? Du weißt doch, dass ich zwar viele der Proteste gut verstehen kann, mir aber andererseits diese Oppositionsgruppen in ihren Forderungen und so wie sie organisiert sind, viel zu starr sind. Gib ihnen die Macht und sie missbrauchen sie genauso wie die jetzige Administration.«

»Schon wieder Vorträge«, unterbrach sie ihn und die entzückenden Flimmerhärchen unter ihren großen Augen deuteten ein leicht spöttisches Lächeln an. »Wie kommst du darauf, dass es kein bewaffneter Aufstand war. Die Geheimpolizei …«

»Ich weiß«, sagte D'koh, »sie waren auch in meiner Werkstatt.«

»Bei der geflügelten Himmelsreiterin!«, rief Qua'la ehrlich entsetzt. »Haben sie dir etwas angetan?«

»Nein, sie wollten nur wissen, ob ich etwas mitbekommen habe. Im Grunde hat mich das Auftauchen von Gla'Thal gerettet.«

»Gla'Thal war auch in deiner Werkstatt?«

D'koh bejahte.

Dann erzählte er ihr alles, was er gesehen hatte und was ihn seitdem nicht mehr zur Ruhe kommen ließ. Dass die GP die Demonstranten mit Schockwellen außer Gefecht gesetzt hatten. Er erzählte ihr von den Verletzten und dass die Waffen, die in den Sendungen erwähnt und gezeigt wurden, den Demonstranten von der GP untergeschoben worden waren.

»Das ist unglaublich«, sagte Qua'la und konnte ihre Erschütterung nicht verbergen. »Nein, ich kann nicht glauben, dass Polizisten ihrer Majestät so etwas tun. Ich verstehe auch nicht, warum!«

»Unsere Gesellschaft ist im Umbruch und selbst so eine Niedertracht ist nur ein Anzeichen dafür, dass sich die Dinge schneller ändern, als manchen lieb ist«, erwiderte D'koh.

Das, was ihn selbst am meisten an der Angelegenheit beunruhigte, wagte er ihr gegenüber nicht auszusprechen – nämlich, dass er genauso ratlos war wie sie.

Er verstand weder, dass dieses abgekartete Spiel überhaupt möglich gewesen, noch warum es auf Kosten der Demonstranten inszeniert worden war.

Schweigend gingen sie nebeneinander durch die leeren Straßen und näherten sich wie zufällig dem Platz, wo alles begonnen hatte; dem Platz, an dem das Haus stand, in dem sich seine kleine Werkstatt

befand und in dem er wohnte. D'koh spürte, dass irgendein unsichtbarer Keil zwischen ihnen war, der ihn ebenso ratlos machte wie die Ereignisse, die er nicht verstand. Er überlegte, ob er Qua'la, die er noch nie in seine Unterkunft eingeladen hatte, mit nach oben bitten sollte, als plötzlich zwei Gestalten vor ihnen auftauchten.

»Kukk'tar, was soll das?«, rief Qua'la aus. »Du hast mich erschreckt! Was machst du hier?«

»Das wollte ich eigentlich dich fragen, Schwesterherz«, erwiderte eine der beiden Gestalten.

D'koh war wegen des überraschenden Auftauchens ebenso erschrocken wie Qua'la.

Die Tatsache, dass es sich bei einem der beiden um ihren Bruder zu handeln schien, konnte ihn nicht wirklich beruhigen. Erst recht nicht, als er hinter sich ein leises Geräusch hörte und sich umblickend feststellen musste, dass sich in ihrem Rücken zwei weitere Fremde postiert hatten. Alle trugen die typischen Farben konservativer adeliger Familien unter ihren Augen und jeder von ihnen war mit dem klassischen Arsenal archaischer Waffen ausgerüstet. Beidseitig trugen sie zwei leichte, unterschiedlich lange Degen für den Nahkampf mit den Feinarmen und einen langen, panzerbrechenden Bihänder für die Kampfarme, der griffbereit auf den Rücken geschnallt wurde.

So durften sich nur Mitglieder des beratenden Adels in der Öffentlichkeit sehen lassen. Tatsächlich lief aber auch aus dieser privilegierten Gruppe heute kaum noch jemand so herum. Qua'las Bruder und seine Begleiter mussten zu den extremen Traditionalisten gehören, über die seit einiger Zeit immer wieder geredet wurde.

Selten Positives …

Ihr Motto war die unbedingte Rückkehr zu alten, viele würden sagen längst veralteten Normen. Sie predigten unter anderem die überlieferten Werte einer starren Hierarchie.

D'koh wusste augenblicklich, diese Begegnung konnte nichts Gutes bedeuten.

»Weiß meine kleine Schwester denn nicht, dass diese Gegend sehr gefährlich ist. Gerade nachts.«

Qua'la musterte ihren Bruder abschätzig. Er und seine Kameraden mussten ihr heimlich gefolgt sein, seit sie ihren Arbeitsplatz in der Botschaft der Solaren Welten verlassen hatte. Anders konnte sie sich dieses überraschende Zusammentreffen hier an diesem Ort nicht erklären.

»Weißt du denn nicht, was heute hier an diesem Ort passiert ist?«, die Ironie in Kukk'tars Stimme war unüberhörbar.

Bisher hatte keiner der vier irgendwelche Anstalten gemacht, die Anwesenheit D'kohs überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Ihre Blicke glitten durch ihn hindurch, als sei er nicht vorhanden. Doch das sollte sich ändern.

»Das Pack, das in diesem Stadtteil vegetiert, ist bekannt dafür, junge attraktive Frauen von Adel zu belästigen. Ich glaube, wir sind gerade

rechtzeitig gekommen. Nicht wahr, Schwester?«

»Hat dich der schmutzige Kerl belästigt?«, fragte jetzt einer der beiden, die hinter ihnen standen.

»Ich glaube, darauf kommt es gar nicht an«, ergänzte Kukk'tar. »Ich sehe ihm deutlich an, wenn er es noch nicht getan hat, dann wollte er es tun. Gib zu, dass das stimmt, du Abschaum!«

Die letzten Worte brüllte er D'koh entgegen. Dabei näherte sich Kukk'tars Kopf D'kohs Ohröffnung auf weniger als Fühlerlänge.

»Halt!«, schrie jetzt Qua'la. »Ich bin freiwillig hier, und ich befinde mich freiwillig in D'kohs Begleitung. Seid ihr denn mittlerweile völlig durchgedreht?«

»Aha, D'koh heißt der junge Mann aus dem Volke. Man trägt jetzt auch bei seinesgleichen Namen mit Apostroph.«

»Anmaßung. Das ist eine ungeheuerliche Anmaßung!«, schrie wieder der andere hinter ihrem Rücken.

»Genau. Was bildet sich dieser Pöbel eigentlich ein«, sagte Kukk'tar.

»Ich warne dich,Bruder«, sagte Qua'la mit ungewohnt fester Stimme. »Die Ansichten von dir und deinen Freunden sind von vorgestern, aber das habe ich dir schon früher gesagt. Wenn du also mit derlei Schwachsinn dein Gehirn eintrüben willst, bitte. Das ist deine Angelegenheit. Wenn du aber meinen Freund D'koh bedrohst, dann wird es zu meiner Angelegenheit.«

»Komm zum Punkt, Schwesterherz«, zischte Kukk'tar wütend.

»Nun gut, ganz klipp und klar, damit es von den Synapsen in deinem armseligen Gehirn verarbeitet werden kann: Wenn du oder einer deiner Freunde D'koh auch nur ein Chitinplättchen vom Panzer kratzt, dann …« Qua'la stockte, als ob sie der Mut verlassen hätte.

»Ja, was dann«, fragte Kukk'tar hämisch.

»Dann erfährt nicht nur Mutter von deinen dämlichen Machenschaften, sondern auch Tri'kah.«

D'koh hob den Kopf, um zu sehen, welchen Eindruck Qua'las Worte machten. Ungläubiges Staunen breitete sich in farbigen Schlieren auf den Gesichtern aus. Er wusste nicht, ob dieses Muster auch bei ihm zu sehen war. Denn er fragte sich unwillkürlich, wie Qua'la die wichtigste Beraterin der Königin wohl kennen gelernt hatte. Solche Kreise, das war ihm, dem kleinen Bildballonhandwerker, augenblicklich klar, waren auch für Angehörige ihrer Adelsschicht nicht ohne weiteres erreichbar.

Bluffte sie etwa?

Andererseits konnte es sein. Ihre Arbeit in der Botschaft mochte sie durchaus mit so wichtigen Persönlichkeiten zusammenführen. Wie auch immer es sich verhielt, es war Kukk'tar und seinen Freunden deutlich anzusehen, dass sie sich ähnliche Gedanken machten.

»Gut, gut«, sagte Kukk'tar schließlich beschwichtigend. »Wer redet hier denn von Gewalt? Das ist doch nur etwas für den Pöbel.«

»Lass die dummen Sprüche, du weiß genau, was ich meine«, erwiderte Qua'la zornig.

»Ich verspreche es dir hiermit feierlich und vor Zeugen, ich werde unserem Freund D'koh«, dabei deutete er eine spöttische Verbeugung in dessen Richtung an, »jetzt keine Prügel verabreichen oder ihn sonst irgendwie körperlich züchtigen.«

»Nicht nur jetzt, sondern auch in Zukunft.«

»Nur unter einer Bedingung, Schwester.«

»Und das wäre?«

»Du kommst jetzt mit uns. Wir werden nach Hause gehen, dorthin, wo du hingehörst. Denn ich habe Sorge, dass dich dein einfacher Freund nicht angemessen beschützen kann. Erst recht nicht in dieser finsteren, heruntergekommenen Gegend.«

»In Ordnung. Aber dafür lässt du D'koh nicht nur jetzt, sondern auch zukünftig in Ruhe.«

»Ich habe es versprochen, Schwester. Und du weißt doch, was ein Mann von Adel verspricht, das hält er. Doch nun genug des Geplänkels. Los, kommt, wir gehen. Du auch, Qua'la!«

Fast ebenso schnell, wie sie aufgetaucht waren, verschwanden Kukk'tar und seine Gefährten wieder. In ihrer Mitte Qua'la, die D'koh noch mit einem Ausdruck von Resignation und Traurigkeit zum Abschied zunickte.

Wenige Augenblicke später stand D'koh allein auf der Straße vor seinem Haus und schüttelte verständnislos den Kopf. Dann öffnete er das Tor und zog sich die steile Schräge der Stiege zu seiner Wohnung nach oben.

Er beschloss, schlafen zu gehen, und dachte, dass in Qua'las Familie jeder über ein bequemes Antigravbett verfügte und dort niemand in einer so einfachen Schlafstätte ruhen musste wie er.

Er hatte kaum die Tür hinter sich zugezogen und sich in sein Ruhegestell geworfen, als er ein leises Geräusch hörte. Sorgfältig zog er seine Beine wieder aus den Schlaufen heraus und ging zum Fenster. Direkt unter ihm machte sich ein dunkler Schatten am Verschluss des Tores zu schaffen. D'koh sah gerade noch, wie das Tor mit einem leisen Klacken nach innen aufschwang und die Gestalt im Inneren des Hauses verschwand.

Alarmiert sah er sich in seiner spärlich eingerichteten Wohnung um. Auf die Schnelle sah er nichts, was sich als Waffe verwenden ließ. Aber vielleicht war ja auch jemand Neues in das Haus eingezogen. Jemand, den er noch nicht kennen gelernt hatte und der sich mit dem Verschlussmechanismus des Tores noch nicht auskannte.

Doch wenn nicht, was sollte er tun? Er hetzte mit großen Sätzen in die Küche – zum Kochstab, mit dem sich Fertiggerichte in Sekundenschnelle erhitzen ließen.

Dieser war nicht besonders groß, aber heiß genug, um sich durch eine Chitinschicht hindurchbrennen zu können. Er war sicher noch wirksamer, wenn man ihn direkt ins Auge stieß.

D'koh spürte, wie Wellen der Aufregung in ihm pulsierten, als er sich direkt neben seine Wohnungstür stellte.

Tatsächlich, das seltsame Geräusch von vorhin wiederholte sich.

Plötzlich schwang die Tür auf.

»Holla!«, ertönte es und die Gestalt wich angesichts des glühend heißen Stabs zurück, den D'koh entschlossen vor ihr Gesicht hielt. »Ich wusste nicht, dass jemand zu Hause ist. Entschuldigung!«

»Wer bist du, und was willst du?«, fragte D'koh, ohne seine improvisierte Waffe zu senken.

»Nochmals Entschuldigung, ich dachte die Wohnung wäre leer. Bitte, ich will dir nichts tun. Darf ich reinkommen?«

Der Fremde vor der Tür streckte alle Hände offen vor sich, um zu zeigen, dass er unbewaffnet war. D'koh hatte ihn noch nie gesehen.

»Ich nahm an, dass du weiter oben wohnst«, fuhr der Fremde fort, »und ich wollte nur einmal von hier aus die Lage sondieren.«

»Wieso?«, knurrte D'koh misstrauisch.

»Ich erklär dir gerne alles, aber könntest du bitte …« Der Fremde zeigte auf den glühenden Stab, mit dem D'koh vor seinem Gesicht herumfuchtelte.

»Niemals«, schnarrte D'koh. »Ich lass dich nicht rein, und ich stoße dir dieses Ding lieber ins Gesicht, als es runterzunehmen.«

»Bitte«, wiederholte der Fremde.

»Damit du mir dann mit einem Blaster die Eingeweide grillst, den du irgendwo an dir versteckt hast.«

»Ich trage keine Waffen bei mir, nur das«, sagte der Fremde mit einer Art Seufzen.

»Halt. Langsam, was ist das?« D'koh beäugte misstrauisch den kleinen Gegenstand, den ihm die rechte Feinhand des Fremden entgegenhielt.

»Ein Aufzeichnungsgerät«, sagte der Fremde, »sehr handlich, natürlich längst nicht so gut wie das Equipment von Kollegen wie Gla'Thal, aber es reicht. Ich bin Kkiku'h von QXKG. Vielleicht hast du meine Nachrichtensendung ›Hör meine Botschaft …‹ schon mal gesehen?« Er wartete nicht auf eine Antwort. »Ich dachte, diese Wohnung wäre von der GP angemietet worden, und wollte mich nach den Ereignissen des heutigen Tag hier einfach mal umsehen.«

Langsam ließ D'koh den Stab sinken.

»Aber ich sehe schon, du hast nichts mit der GP zu tun.«

»Woher willst du das wissen«, fragte D'koh und hob den Stab wieder auf Augenhöhe.

»Ein Agent der GP würde mich niemals mit einem Kochstab bedrohen. Er hätte mich längst überwältigt und seine Kollegen gerufen.«

»Du machst eine gefährliche Arbeit«, erwiderte D'koh und nahm den Stab endgültig herunter. »QXKG ist das dieser verbotene Rebellensender?«

»QXKG ist weder verboten, noch ein Rebellensender«, sagte Kkiku'h, als er D'kohs Wohnung betrat. »Eins von den vielen Vorurteilen, die über uns kursieren, nur weil wir noch keine Sendefrequenz für die

Hauptstadt bekommen haben.«

D'koh winkte ungeduldig ab. »Also, was willst du von mir?«

»Nur die Wahrheit, nichts anderes. Hast du heute etwas von der Demonstration vor deiner Haustür mitbekommen?«

»Nein«, sagte D'koh, »ich bin eben erst nach Hause gekommen.«

»Ich sehe, du misstraust mir. Na ja, kann ich dir eigentlich nicht verdenken, nachdem was geschehen ist.«

»Was sollte schon groß passiert sein?«

»Eine ganze Menge, D'koh. Du bist doch der D'koh, dessen Name unten an der Haustür steht, oder?«

D'koh bejahte und fühlte sich zunehmend unbehaglicher zumute.

»Dann noch was«, fuhr Kkiku'h fort, »ich bin gerade rechtzeitig heute Nachmittag hier angekommen, um von dort drüben«, er wies mit einer unbestimmten Geste aus dem Fenster, »zu sehen, wie sie die Demonstranten in Gleiter verfrachtet und weggeflogen haben.«

»Hast du Waffen bei ihnen gesehen?«, fragte D'koh.

»Ich habe Waffen gesehen. In Gla'Thals Sendung. Und hier auf dem Platz, als die GP sie in einen zweiten Gleiter geladen haben. Gla'Thals Dreh war wohl gerade im Kasten. Vor allem habe ich dann noch mitbekommen, wie drei GPs in dieses Haus gestürmt sind. Etwas später folgte ihnen Gla'Thal und seine Leute. Noch später kamen alle wieder heraus.«

»Wenn du es sagst, muss es wohl so gewesen sein. Ich weiß nicht, worauf du hinauswillst?«, sagte D'koh.

»Das ist doch wirklich ganz einfach. Ich habe noch ein wenig gewartet. Dort drüben im Schatten des alten leer stehenden Hauses, wo keiner von mir Notiz genommen hat. Und ich habe nachgedacht, was das alles zu bedeuten hat, denn noch hatte ich Gla'Thals Sendung ja nicht gesehen. Doch dann war ich sehr erstaunt, dass ich, nachdem alles wieder ruhig war, doch noch jemanden aus dem Haus habe kommen sehen – dich. Was sagst du dazu?«

D'koh wich dem Blick Kkiku'hs aus und schwieg. Als unsichtbare Wand stand dieses Schweigen zwischen ihnen. Doch dann wurde es jäh unterbrochen. Jemand klopfte von außen gegen die Tür. Wie elektrisiert zuckte D'koh zusammen.

»Erwartest du noch jemanden um diese Zeit mitten in der Nacht?«, fragte Kkiku'h leise.

Wieder donnerte jemand gegen die Tür. D'koh nahm sich den zur Waffe umfunktionierten Kochstab und öffnete. Kaum hatte er den kleinen Hebel berührt, der den magnetischen Verschlusskontakt unterbrach, flog die Tür mit einem Krachen auf und einer der Begleiter von Qua'las Bruder Kukk'tar schob sich in den Kaum.

»Ah, du bist nicht allein. Macht nichts«, donnerte der Eindringling los. Es war derjenige, der vorhin hinter Qua'las und seinem Rücken gehetzt hatte.

»Was …? Was willst du?«, fragte D'koh. »Habt ihr nicht versprochen …?«

»Ich habe gar nichts versprochen. Wenn einer etwas versprochen hat, dann Kukk'tar. Bei uns spricht jeder mit seiner eigenen Stimme und nur für sich allein. Das unterscheidet unsereins von Pöbel wie dir.«

»Hey, hey! Das ist nicht besonders höflich, darf ich dich bitten, deine Ausdrucksweise zu mäßigen …«, ließ sich Kkiku'h mit lauter Stimme vernehmen.

»Wer hat dich aufgefordert, etwas zu sagen. Was ich mit diesem Abschaum zu besprechen habe, geht nur ihn und mich etwas an. Und wenn du dich ungefragt einmischst, betrachte ich das als Beleidigung, für die es nur eine Antwort gibt.«

Mit diesen Worten zog der lautstarke Adelige mit einem seiner Kampfarme den Bihänder aus der Scheide. Der Schwung des Schwerts wurde von seiner zweiten Hand abgefangen, die jetzt ebenfalls den Knauf der Waffe umfasste. Er zog die Arme mit dem Schwert so weit zurück, dass er die Spitze mit aller Wucht gegen Kkiku'h stoßen konnte.

Doch ein leises Geräusch ließ ihn innehalten.

»Was ist das?«, stieß er zischend hervor.

»Ein Aufzeichnungsgerät«, sagte Kkiku'h. »Die neueste Generation. Es nimmt nicht nur alles auf, was du gerade tust, sondern sendet es gleichzeitig an unsere Nachrichtenzentrale. Es liegt bei dir, ob du in ein paar Minuten live in allen Nachrichten auftauchen willst. Wenn du zustößt, kannst du davon ausgehen, dass sich nicht nur unser Sender für diese Bilder interessiert. Ich höre schon den Kommentar: Adeliger Traditionalist ermordet unbewaffnete Bürger.«

Langsam sank die Klinge nach unten. Im nächsten Augenblick verschwand sie mit einer wirbelnden Bewegung wieder genauso schnell in der Scheide, wie sie hervorgezogen worden war. Doch gleichzeitig trat der Bewaffnete mit einem raschen Schritt zu Kkiku'h und umschloss das winzige Aufzeichnungsgerät mit der Faust des linken Kampfarms.

Es knirschte leise.

Ein böses Lächeln zuckte über das Gesicht des Adeligen. »Du hast völlig Recht. Eigentlich lohnt es sich nicht, sich mit Abschaum wie euch anzulegen. Dummerweise habe ich einen Eid geschworen, den ich einhalten muss. Er betrifft deinen Freund hier, der seine schmutzigen Hände nicht von einer vornehmen Dame lassen kann, die unendlich weit über ihm steht. Und das ist nur für ihn bestimmt und nicht für die Öffentlichkeit. Du gestattest.«

Er ließ das winzige Gerät auf den Boden fallen und trat darauf. Erneut knirschte es vernehmlich.

»Nun zu dir.« Er wandte sich wieder an D'koh. »Du hast gehört, was ich gegen dich vorzubringen habe. Und ich werde diese unglaubliche Beleidigung nicht noch einmal wiederholen. Nur so viel, sie muss gesühnt werden. Aber nachdem sich die junge Dame ja so leidenschaftlich für dich eingesetzt hat, ist eine einfache Bestrafung nicht mehr möglich.« Er blickte triumphierend um sich. »Dir wird –

obwohl es dir eigentlich nicht zusteht – die Ehre eines Duells zuteil.

Nein, nicht mit Kukk'tar. Der hält seine Versprechen. Du wirst die Ehre haben, mit mir kämpfen zu dürfen. Denn deine Beleidigung zielt auf den gesamten Adel, nicht nur auf Qua'la, ihren Bruder oder ihre Familie. Morgen früh bei Sonnenaufgang, nicht weit von hier auf der Brache hinter der stillgelegten Ttorrg-Werft. Du weißt, wo das ist?«

D'koh bejahte stumm, während er noch gar nicht realisierte, was ihm gerade angetragen worden war.

»Da mir bewusst ist, dass du so etwas nicht besitzt, werde ich für ausreichend Waffen sorgen, aus denen du dann wählen darfst. Es wird mir ein Vergnügen sein, D'koh.«

Mit einer angedeuteten Verbeugung wandte er sich zum Gehen.

Doch er drehte sich noch einmal um und sagte: »Ach, übrigens, es wäre sehr schlecht, wenn du diesen Termin verpasst, D'koh. Du weißt, was mit Feiglingen geschieht?« Mit diesen Worten öffnete er die Wohnungstür.

»Äh, Moment noch«, sagte Kkiku'h in das eisige Schweigen hinein.

»Mit dir habe ich nicht geredet«, beschied ihm der Unbekannte.

»Ich wollte doch nur höflichst anfragen, mit wem D'koh überhaupt die Ehre hatte.«

»Ha, ihr kennt mich noch nicht einmal? Mein Name ist Kroll'kar.«

Mit einem verächtlichen Zischen warf er hinter sich die Tür wieder zu und verschwand.

»Böse, böse«, sagte Kkiku'h, »ich fürchte, du hast ein Problem.«

*

»Noch was, Captain …«, sagte Lieutenant Stein.

»Ich höre, Ortung.«

»Aus Richtung 17Alpha nähert sich ein einzelnes Schiff, das gerade den Bergstrom-Raum verlassen hat.«

»Jemand von uns?«, vergewisserte sich Frost.

»Sieht so aus, Ma'am.«

Nur mühsam unterdrückte Dana Frost einen deftigen Fluch. Während die STERNENFAUST – trotz der Annäherung der Kridan-Flotte – noch einigermaßen in Sicherheit war, konnte jeder an Bord davon ausgehen, dass die Kridan zeitgleich mit ihnen die Annäherung des anderen Schiffes geortet hatten. Es gab kaum einen besseren Schutz vor feindlicher Ortung, als mit ausgeschalteten Maschinen durchs All zu schweben. Noch dazu in einer Dunkelwolke, deren Ortungsschatten einen aber auch dann eingeschränkt abschirmte, wenn ein Schiff Antriebsenergien der Bergstromaggregate oder der konventionellen Fusionsreaktoren abstrahlte.

Die Situation sah also für die STERNENFAUST alleine gar nicht schlecht aus. Mit ein bisschen Glück würde der Kridan-Verband in ausreichender Entfernung vorbeifliegen, ohne die Anwesenheit der

STERNENFAUST überhaupt mitzubekommen. Die äußerst strahlungsarmen, gerade fußballgroßen, mit Hightech voll gestopften Spionagesatelliten, die sie in diesem Sektor ausgesetzt hatten, würden nur dann entdeckt werden, wenn irgendjemand ihre schwachenergetische Hyperfunkfrequenz den Kridan auf dem Silbertablett servieren würde.

Verfügen sie über Spione in der Admiralität?, überlegte Dana Frost, *irgendwann, wenn sich dieser Konflikt weiter verschärft und ausweitet, dann muss man auch damit rechnen …* Solange aber würden ihre Satelliten hoffentlich hervorragende Arbeit leisten. Teuer genug waren sie jedenfalls.

Sie formieren sich in Angriffsposition, stellte Frost mit einem Blick auf den Hauptbildschirm fest.

Sie hatte sich längst die leicht abstrahierende Abbildung des die STERNENFAUST umgebenden Raumsektors auf den großen Schirm geholt, der die beste dreidimensionale Wiedergabe bot. Und sie sah deutlich, dass der solare Kreuzer wie eingemeißelt seinen eingeschlagenen Kurs fortsetzte.

Wieder musste sie innerlich fluchen, diesmal über die Dummheit des anderen Captains.

Wäre sie in die gleiche Situation geraten, sie hätte die völlig ausreichende Restgeschwindigkeit beim Eintritt in den Einstein-Raum genützt, um sofort wieder zu beschleunigen. Möglicherweise, um mit einem erneuten Sprung durch den Bergstrom-Raum, den Gegner sofort wieder abzuschütteln. Bis die feindliche Flotte selbst auf Überlichtgeschwindigkeit gehen könnte, wäre sie längst entkommen.

Zumindest aber hätte sie in jedem Fall augenblicklich den Kurs geändert. Der Abstand zu den Verfolgern war anfänglich groß genug gewesen, um ihnen auch mit einigen geschickten Manövern im Einstein-Raum entwischen zu können. Niemals aber hätte sie getan, was dieses Schiff gerade vor ihren Augen tat. Nämlich stur den Kurs beizubehalten und geradewegs auf den Gegner zuzusteuern.

Das war Selbstmord!

Schließlich handelte es sich um kein größeres Schiff als das ihre. Sie hatte schon bald die eindeutige Bestätigung des Bordrechners erhalten, dass es sich um einen Leichten Kreuzer des Star Corps handelte. Die Kennung verriet ihr, dass es die GALAXY unter dem Befehl Commander Schaffers sein musste.

Was tut er da?, fragte sie sich besorgt.

Das ganze Manöver schien darauf angelegt, die gute Tarnung der STERNENFAUST auffliegen zu lassen, denn die GALAXY hielt mit großer Geschwindigkeit ziemlich genau auf ihre Position zu. Hatte sie sich noch vorhin langsam wieder beruhigt und den vorübergehenden Ausfall der bordeigenen Software als ärgerlich, aber nicht übermäßig Besorgnis erregend betrachtet, so bewegte sich ihr Adrenalinspiegel jetzt wieder auf höchstem Niveau.

»L.I.!«, fauchte sie ins Interkom.

»Ja, Captain«, kam die prompte Antwort.
»Wann können wir wieder alle Maschinen in Betrieb nehmen?«
»Also, wenn es nicht unbedingt sein muss, würde ich gerne …«, antwortete Lieutenant Catherine Black gedehnt.
»Und wenn es unbedingt sein muss?«, unterbrach sie Frost.
»Dann sofort, Captain.«
»Danke, nur das wollte ich hören!«
Frost unterbrach die Verbindung. Die ganze Zeit hatte sie die linke Hand auf ihrer Uniformbluse liegen. Deutlich spürte sie, wie sich die deformierte Kugel, die sie an einer Kette um den Hals trug, durch den Stoff drückte, so als wollte das Geschoss, das ihr vor vielen Jahren auf einer primitiven Welt beinahe das Leben gekostet hatte, sich in ihre Hand bohren. Damals hatte sie gelernt, niemals einen Gegner zu unterschätzen.
Entschlossen drehte sie ihren Sessel zu Lieutenant Commander Tong.
»Geben Sie Alarm, I.O. Ich will sofort alle Posten besetzt und den Rest der Mannschaft in Bereitschaft haben.«
Tong nickte und rasselte in rasender Eile die notwendigen Befehle ins Interkom.
»Maschinenraum, alle Aggregate in Bereitschaft.«
»Hier Maschinenraum, Aye, Ma'am.«
»Captain, die GALAXY zieht hoch!«, rief Lieutenant Stein.
»Gesehen, Ortung. Eine bessere Gelegenheit bekommen wir nicht mehr. Lieutenant Santos«, wandte sie sich an den Ruderoffizier, »bringen Sie uns hier weg!«
Mit der plötzlich entfesselten Macht der konventionellen Triebwerke, die von Null auf maximale Leistung hochgefahren wurden, brach die STERNENFAUST aus ihrem Versteck im Ortungsschatten der Dunkelwolke hervor.
Es war so etwas wie ein Akt der Verzweiflung.
Denn Captain Frost konnte alles, nur nicht tatenlos zusehen, wie ein anderes Schiff des Star Corps von einem übermächtigen Gegner zerstört wurde.
Quasi in letzter Sekunde bevor die GALAXY in die Reichweite der kridanischen Waffen gekommen wäre, hatte sie ein Ausweichmanöver eingeleitet. Doch um der kridanschen Einheit jetzt noch zu entkommen, war es fast zu spät.
Die GALAXY wie auch die Schiffe der Kridan flogen zwar knapp unter 0,4 LG, konnten also in relativ kurzer Zeit auf Überlichtgeschwindigkeit beschleunigen und in den Bergstrom-Raum springen. Aber wenn die Kridan einigermaßen gut ausgebildete Taktiker an Bord hatten, dann hatten sie sämtliche möglichen Ausweichbewegungen längst vorausberechnet und ihren Schiffen entsprechende Anweisungen gegeben.
Die Zeit, die die GALAXY noch benötigte, um in den Bergstrom-Raum zu entkommen, sollte für die kampfbereiten Schiffe der Kridan mehr als ausreichend sein, um auf Gefechtsreichweite heranzukommen

und mit ihren Grasern die Todesschläge auszuteilen.

Zwar bewegten sich alle beteiligten Schiffe für eine längere Gefechtssituation viel zu schnell – sie würden rasend schnell aneinander vorbeiziehen –, aber die GALAXY würde zerstört werden, bevor sie die Kridan vor die Breitseite bekam. In Flugrichtung waren die Schiffe des Star Corps jedoch kaum bewaffnet. Erst beim Passierflug konnten sie ihre gigantische Vernichtungskraft einsetzen, und darauf würden die Kridan kaum warten.

Es war Dana Frost völlig klar, dass die GALAXY allein kaum noch eine Chance hatte. Außer es würde Dana gelingen, mit der STERNENFAUST ein Überraschungsmoment in den Reihen der Kridan auszulösen und sie für wertvolle Sekunden von ihrem ursprünglichen Ziel abzulenken.

»Bleiben Sie auf jeden Fall außerhalb ihrer Reichweite, Lieutenant Santos«, sagte Frost.

Wie erwartet, war ihr plötzliches Auftauchen von den Kridan wie auch von der GALAXY bemerkt worden. Von Letzterer trafen einige knappe Funksprüche ein, während sich die Einheiten der Kridan aufteilten – wie es Dana Frost erhofft hatte.

»Lieutenant Stein«, wies sie den Kommunikationsoffizier an, »geben Sie der GALAXY die folgende Kurzorder in einfacher Verschlüsselung durch.«

Mit diesen Worten schickte sie ihm die Botschaft mit einem Knopfdruck auf seinen Bildschirm.

Nur wenig später erreichte sie die Antwort der GALAXY. Und zwar in Form des Gesichts von Captain Schaffer, das auf dem der externen Kommunikation vorbehaltenen Schirm der Kommandozentrale auftauchte. In drohenden Gefechtssituationen war keine Zeit für die Einhaltung formaler Regeln, etwa die langwierige Anmeldung von Gesprächen.

»Genauso machen wir es, Commander Frost«, meldete Schaffer knapp. »Bis gleich.« Das markante Gesicht mit dem kalten Lächeln und dem stechenden Blick verschwand vom Bildschirm.

»Idiot«, flüsterte Frost und hoffte einen Moment später inständig, so leise gesprochen zu haben, dass niemand die Beschimpfung verstanden hatte. Ein rascher Blick zur Seite überzeugte sie davon, dass Lieutenant Commander Tong in seine Arbeit vertieft war – oder sich nichts anmerken ließ.

Er hatte auch allen Grund, beschäftigt zu sein, denn über die Bildschirme seines Arbeitsplatzes lief ein unaufhörlicher Strom von Daten, der ständig den Status Quo sämtlicher Abteilungen, Waffen und Maschinen der STERNENFAUST anzeigte.

Mittlerweile verstand sie sich mit Michael Tong auf eine professionelle Weise so gut, dass ausführliche und detaillierte Anweisungen oft nicht mehr nötig waren. So sollte es sein …

Der Kurs der STERNENFAUST war genau berechnet, wobei sich Frost darauf verließ, dass sich die Beschleunigungswerte der

Vogelköpfigen seit ihrem letzten Zusammentreffen nicht verbessert hatten. Zwar benötigte die STERNENFAUST fast acht Stunden, bis sie die nötige Geschwindigkeit hatte, um in den Bergstrom-Raum zu wechseln.

Da sich die Kridan aber nicht genau in Richtung bewegten, benötigten sie Zeit, um den Kurs zu ändern. Bei fast vierzig Prozent der Lichtgeschwindigkeit dauerte das eine Weile. Es würde ein langes Rennen werden, doch sie hatten keine Chance, die STERNENFAUST zu erwischen – wenn auch knapp.

»Captain«, meldete sich da Lieutnant Stein, »einige von denen sind etwas schneller als erwartet. Die Berechnungen laufen, aber es sieht nicht gut aus.«

In genau diesem Moment verschwand die GALAXY übergangslos vor den Augen der Feinde und gleichzeitig auch vom Schirm der STERNENFAUST.

»Sie haben's geschafft!« Tongs Stimme klang erleichtert. Kein Mitglied des Star Corps hätte der Vernichtung eines Schiffes der eigenen Flotte ungerührt beiwohnen können.

»Ma'am«, meldete sich der Ortungsoffizier erneut. Seine Stimme klang betont ruhig. »Sie kriegen uns.«

»Ruder, sofortige Kursänderung«, befahl Frost mit eisiger Stimme.

Sie skizzierte ihre neue Flugbahn auf ihrem Display und sandte die Daten zu Lieutenant Santos.

»Das führt uns direkt in die Dunkelwolke hinein«, sagte Tong tonlos.

»Richtig, Lieutenant Commander. Die Ortung der Kridan wird in der Dunkelwolke die gleichen Probleme haben wie unsere Geräte.«

»Das Innere dieser Wolke ist bisher völlig unerforscht. Kein Mensch weiß, ob sich irgendwelche größeren Materieklumpen darin befinden«, setzte Michael Tong seine Bedenken fort. »Aber …«

»Aber es ist sehr wahrscheinlich, ich weiß. Wir dürfen nur nicht damit kollidieren.«

Lieutenant Stein wandte sich kurz zu ihr um. Er sagte jedoch kein Wort, sondern starrte im nächsten Moment wieder konzentriert auf seine Anzeigen.

Der Ruderoffizier Lieutenant Santos grinste angespannt. Er war ein hervorragender Pilot, wenn auch noch ziemlich jung. Möglicherweise betrachtete er den Flug durch die Dunkelwolke lediglich als Herausforderung.

Sie erreichten gerade den Randbereich der Wolke, als …

»Sie drehen ab«, sagte Stein trocken.

»Wir bleiben auf unserem Kurs«, beschloss Dana, »bis sie uns sicher nicht mehr erwischen können. Das könnte eine Finte sein.«

Glaube ich aber nicht. Schließlich haben die Kridan irgendeinen Auftrag, den sie erfüllen sollen und dazu gehört höchstwahrscheinlich nicht die Jagd auf einen einzelnen Leichten Kreuzer der Solaren Welten, setzte sie noch in Gedanken hinzu, behielt diese Überlegung jedoch für sich.

Die konventionellen Ionentriebwerke beschleunigten die

STERNENFAUST immer mehr. Trotzdem würden noch Stunden vergehen, bis sie endlich die Geschwindigkeit erreicht hätte, die ausreichte, um die Bergstrom-Aggregate einzuschalten und in den Bergstrom-Raum überzuwechseln. In dieser Zeit bestand ihre einzige Chance darin, sich möglichst ungesehen vom Acker zu machen und immer schneller zu werden.

Noch immer wühlte der Zorn über das verantwortungslose Verhalten der GALAXY, namentlich ihres Captain Schaffer, in Dana Frost.

Dieser Kerl wird mir etwas erklären müssen!, dachte sie wütend, während die STERNENFAUST ihr ursprüngliches Einsatzgebiet immer weiter hinter sich ließ.

*

Als die STERNENFAUST mehr als elf Stunden später wieder aus dem Bergstrom-Raum in den Normalraum zurückfiel, wartete die GALAXY bereits an dem vereinbarten Treffpunkt, der nur knapp ein Lichtjahr von der Dunkelwolke entfernt lag.

Das Eintauchen in den Bergstrom-Raum und das anschließende Wiederauftauchen war diesmal nicht mehr als ein kurzes Antippen der Strukturen des n-dimensionalen Raums gewesen.

Ein kurzes Sand-in-die-Augen-des-Gegners-streuen, von dem der Kommandant der STERNENFAUST sich erhoffte, dass der Gegner annehmen würde, sie hätten sich weit, weit weg davongemacht.

»Holen Sie mir Commander Schaffer auf den Schirm«, sagte Dana Frost zu dem Dienst habenden Offizier der GALAXY, der ihren Funkspruch entgegennahm.

»Äh, hat das noch ein wenig Zeit, Commander …?«, entgegnete der Offizier, der so nah an die Übertragungskamera herangerückt war, dass Dana die Haare in seinen Nasenlöchern sehen konnte.

Unwillkürlich lehnte sich Dana Frost in ihrem Kommandosessel zurück. »Nein, Lieutenant. Das hat keine Zeit.«

»Äh, ich fürchte jetzt ist es völlig unmöglich, Ma'am«, flüsterte der Offizier.

»Was heißt hier unmöglich?«, donnerte Frost. »Ist Commander Schaffer krank oder tot?«

Das auf dem großen Display riesig vergrößerte Gesicht des Lieutenants zuckte erschrocken zurück.

»Nein, weder noch, Ma'am«, stammelte er schließlich. Dann rückte er wieder näher. »Der Captain schläft, und wir haben Befehl, ihn nur im äußersten Notfall zu wecken. In fünf, sechs Stunden steht er ihnen sicherlich zur Verfügung.«

Dana wusste nicht, ob sie losschreien oder lachen sollte. Am liebsten hätte sie den Dienst habenden Offizier der GALAXY durch den Bildschirm hindurch am Kragen gepackt und wie wild geschüttelt. Doch äußerlich ließ sie sich nichts anmerken. Stattdessen rückte sie

ihrerseits jetzt so nahe an die Kamera des Funkgeräts heran, dass ihr Gegenüber in der GALAXY wahrscheinlich nur noch ihre eiskalten Augen auf sich gerichtet sah.

»Wenn Sie mir nicht innerhalb von einer Minute Commander Schaff er vor den Bildschirm zerren, setze ich einen Hyperfunkspruch an die Flotten-Einsatzzentrale ab. Spätestens dann bekommen Sie das, was Sie einen äußersten Notfall nennen, Lieutenant. Und nun etwas hurtig, wenn ich bitten darf.«

Die Lautstärke ihrer Stimme war auf ein leises Flüstern herabgesunken, doch jedes ihrer Worte hatte die Schärfe einer Rasierklinge.

Dana Frost lehnte sich grimmig zurück und beobachtete, wie sich der Bildschirm vor ihr leerte. Sie schaute auf die Uhr.

Es dauerte nur 45 Sekunden. Dann tauchte das ihr bereits bekannte Gesicht Captain Schaffers mit verklebten Augen auf dem Schirm auf.

Er gähnte herzhaft. »Entschuldigung, Commander Frost. Ich habe geschlafen.«

»Das hörte ich bereits, und das sieht man, Commander Schaff er.«

»Aber gut, dass sie mich haben wecken lassen.«

»Ach ja? Warum bläuen Sie dann Ihren Offizieren ein, Sie nur im äußersten Notfall zu aufzuwecken? Aber sparen Sie sich die Antwort. Wir haben Wichtigeres zu bereden.«

»In der Tat, Commander Frost.«

»Wie kamen Sie dazu, ein derart unverantwortliches Manöver angesichts der Begegnung mit der Kridan-Einheit zu fliegen, Commander? Wären wir nicht da gewesen und hätten den Feind von der anderen Seite abgelenkt, es hätte Sie Ihr Schiff, das Leben Ihrer Leute und Ihr eigenes Leben kosten können.«

»Ich wusste doch, dass Sie da sind, Commander Frost.«

»Wie bitte, woher?«, erwiderte sie verblüfft. Mit dieser Antwort hatte Dana nicht gerechnet.

»Ich habe Order, die STERNENFAUST abzulösen …«

Dana schluckte, hatte sie richtig verstanden?

»Ablösen? Warum?«, fragte sie, ohne verhindern zu können, dass ihr verschlafenes Gegenüber ihr Erstaunen mitbekam.

»Das weiß ich nicht, Commander Frost. Ich habe nur den Befehl, dass die GALAXY die Arbeit der STERNENFAUST im Bereich der Dunkelwolke fortsetzen soll. Und ich soll Ihnen ausrichten, dass Sie sich wegen neuer Befehle per Hyperfunk mit Commodore Jackson in Verbindung setzen sollen.«

»Gut, ich werde mir Ihre Order bestätigen lassen und unsere neuen Befehle entgegennehmen.«

Warum hat Commodore Jackson uns nicht vorher angefunkt und die STERNENFAUST über die Lageveränderung informiert, überlegte Dana angestrengt, *vor allem hätte er uns vor diesem Schaffer warnen können.*

Sie versuchte in den ausdruckslosen Augen ihres Gegenübers zu erkennen, ob da Funken von Wahnsinn hervorblitzten. Doch Schaffer

gab sein Inneres nicht preis.
»Das wird mir auch die Gelegenheit geben, Ihr, milde ausgedrückt, aberwitziges Verhalten an die Admiralität weiter zu empfehlen …« Sie versuchte, ihrer Stimme einen sarkastischen Unterton zu verleihen.
»Sie haben Recht, Commander Frost. Das Manöver vorhin hätte schief gehen können, aber …«
»Aber was?«
»Ich habe zu der Zeit geschlafen und der wachhabende Offizier hat die Situation falsch eingeschätzt. Die Mannschaft ist noch sehr unerfahren.«
»Sie schlafen eindeutig zu viel, Commander!«, fand sie.
Doch den Rest dessen, was sie ihm noch an den Kopf werfen wollte, unterdrückte sie. Schließlich war sie nicht seine Vorgesetzte. Aber das war etwas, was sie noch niemals hatte leiden können: Fehler, die man als Captain eines Schiffes zu verantworten hat, auf Untergebene abzuwälzen. Grußlos und ohne irgendeine Höflichkeitsfloskel unterbrach sie die Funkverbindung.
»Lieutenant Stein«, rief sie quer über die Brücke, »stellen Sie eine Hyperfunkverbindung zu Commodore Jackson her.«
Wenig später tauchte erneut ein eindeutig verschlafenes Gesicht auf dem Display auf. Ihr viele Lichtjahre entfernter Vorgesetzter.
Heute wecke ich offensichtlich die ganze Welt auf, dachte sie.
»Commander, ich hatte schon vor Stunden damit gerechnet, dass Sie sich melden. Hat Ihnen Commander Schaffer denn nichts ausgerichtet?«, eröffnete Jackson das Gespräch.
»Vor fünf Minuten, Sir«, erwiderte Dana Frost.
Jackson runzelte die Stirn, ging aber nicht weiter darauf ein. Doch die skeptische Miene, die er zog, war beredt genug. Nicht zuletzt deshalb, weil sich die Falten bis hoch auf den kahlen Schädel zogen. Obwohl Commodore Kim Ray Jackson nach einer Strahlenverseuchung sämtliche Kopfhaare ausgefallen waren – auch die Wimpern und Augenbrauen, was zu einem auf den ersten Blick befremdlichen Eindruck führte – konnte er mit seiner Mimik mehr ausdrücken, als mit tausend Worten.
Und obwohl er die Hintergründe der Verzögerung nicht kannte, sah es nach einem stillschweigenden Einverständnis zwischen Frost und ihrem unmittelbaren Vorgesetzten aus, was die Person und die Qualitäten Commander Schaffers anbelangte.
»Hören Sie, Commander«, sagte Jackson nach einem Moment des Schweigens. »Die GALAXY setzt Ihre Aufgabe bei der Dunkelwolke fort. Ihre Fähigkeiten und die STERNENFAUST werden umgehend woanders benötigt.«
Frost wartete auf den neuen Einsatzbefehl, doch er kam nicht.
»Entschuldigen Sie, Sir«, sagte sie schließlich. »Wo werden wir gebraucht?«
»Schalten Sie Crypto 12.5 ein. Ich tue jetzt das Gleiche. Bis dann.«
Dana Frost aktivierte wie angewiesen das Verschlüsselungssystem

und wartete die Zeit ab, die der bordeigene Rechner und die Computer in der terranischen Zentrale benötigten, um die zufallsprogrammgesteuerten Codes auszutauschen und zu kalibrieren. Währenddessen unterbrach die Ton- und Bildübermittlung. Weißer Schnee flimmerte über den Bildschirm, obwohl die Bilddarstellung längst durch ionisiertes Plasma erzeugt wurde, das auf hauchdünne durchsichtige Folien gesprüht wurde. Das Rauschen, das aus den Lautsprechern klang, und der rieselnde Schnee waren kleinen Arbeitsprogrammen zu danken, die einige Spaßvögel unter den Militärtechnikern in die moderne Verschlüsselungs-Software implementiert hatten. Sie hatten sich wohl gedacht, während dieser nur wenige Sekunden dauernden Pausen die Gesprächsteilnehmer auf den Flair alter Spionagezeiten einschwören zu müssen.

Dann tauchten Bild und Ton wieder auf.

»Sagen Sie mir nichts über Schaff er«, sagte Jackson, als er sich sicher war, dass niemand außer ihnen beiden den Inhalt des Gesprächs mitbekam.

Dana schwieg wie befohlen und verkniff sich folgerichtig auch die Frage, warum sich der Commodore nicht schon früher mit der STERNENFAUST in Verbindung gesetzt hatte.

»Sie sind in der Nähe von Mantis VI«, fuhr Jackson fort, »und ich brauche Sie zur Unterstützung der dort ansässigen Botschaft der Solaren Welten.«

Jetzt war es an Dana Frost, die Stirn zu runzeln, wenngleich diese Mimik bei ihr kaum so spektakulär aussah wie beim Commodore.

»Wir haben doch schon genug Probleme mit den Kridan«, erwiderte sie. »Was ist vorgefallen, dass die Botschaft der Solaren Welten auf Mantis VI militärische Hilfe benötigt?«

»So dürfen Sie es nicht sehen, Commander. Die Mantiden sind unsere Freunde, vielleicht brauchen wir sie im Konflikt mit den Kridan irgendwann früher oder später auch als Verbündete. Es geht darum, dass dieser Status Quo so bleibt, wie er ist.«

»Verzeihen Sie, Commodore, aber das sieht mir eher nach einer diplomatischen Aufgabe aus als nach einer militärischen.«

»Sie haben in gewisser Weise Recht«, stimmte Jackson ihr zu. »Aber auch nur in gewisser Weise. Die Botschaft hat uns einige beunruhigende Informationen zukommen lassen, die bestimmte Entwicklungen innerhalb der mantidischen Gesellschaft betreffen. Wir müssen genauer wissen, wie diese Entwicklungen aussehen und ob sie eine Gefahr für die Beziehungen zwischen dem Imperium der Mantiden und uns darstellen. Ganz nebenbei ist unsere Botschaft personell völlig unterbesetzt, da die von den Mantiden bevorzugten Lebensräume nicht unbedingt als Traumwelten für Menschen gelten. Aber das wissen Sie besser als ich, schließlich haben Sie schon einmal mit ihnen zusammengearbeitet.«

Dana schluckte, der Commodore musste auf eine Episode während ihrer Ausbildung anspielen. Im Verlauf eines gemeinsamen Manövers

zwischen dem Star Corps und der Flotte der Mantiden diente sie als Fähnrich unter Admiral Müller. Im taktischen Spiel des Manövers sollte sie zusammen mit einer kleinen Landeeinheit vom »Feind« gefangen genommen werden. Um es so realistisch wie möglich zu gestalten, widersetzte sie sich der Gefangennahme auf Mantis VI nach Kräften. Dabei schoss sie jedoch leicht übers Ziel hinaus. Sie band mehr »feindliche« Kräfte, als ursprünglich vorgesehen war und hätte fast das sorgfältig ausgetüftelte Szenario durcheinander gebracht. Sehr zur Verärgerung des »gegnerischen« Admirals, eines adeligen Mantiden, der sich beim grinsenden Müller schließlich beschwerte. Damals war sie erstmals auf der Heimatwelt dieser bizarren galaktischen Spezies gewesen und hatte einige dieser höchst beeindruckenden Wesen kennen gelernt.

»Ich verstehe trotzdem nicht, warum Sie mich mit dieser Aufgabe betrauen, anstatt diplomatische Corps diese Nuss knacken zu lassen, Sir?«, fragte Dana.

»Tatsächlich würden wir auch lieber einen Offizier mit mehr Erfahrung und einem Dreadnought-Geschwader dorthin schicken. Botschafter Hutter hat uns allerdings mitgeteilt, dass die Mantiden das nicht akzeptieren würden. Ein Leichter Kreuzer kann aber noch als der Botschaft zugehörig gerechnet werden. Doch sie werden es besser verstehen, wenn Sie die Informationen lesen, die ich Ihnen gerade überspielt habe. Nur so viel vorab: Diese Aufgabe bewegt sich an der Schnittstelle zwischen Diplomatie, geheimdienstlicher Tätigkeit und einem möglicherweise militärischen Einsatz. Wollen wir hoffen und zu allen Göttern der Galaxis beten, dass es zu Letzterem nicht kommt. Wenn aber, dann muss das eine Person leiten, die mit dem entsprechenden diplomatischen Fingerspitzengefühl ausgestattet ist.«

»Entschuldigung Sir, diplomatisches Fingerspitzengefühl – ich? Das meinen Sie nicht ernst, dass Sie mich damit meinen – oder?«

»Commander!« Jacksons Stimme nahm um eine Nuance an Schärfe zu.

»Spreche ich hier noch mit einer dritten Person?«

»Nein, natürlich nicht, Sir. Ich bin stolz, in Ihrem Auftrag für das Star Corps diese Aufgabe übernehmen zu dürfen.«

»Etwas anderes habe ich nicht erwartet. Machen Sie sich sofort auf den Weg. Alle Einzelheiten finden Sie in Ihrem Marschbefehl.«

»Aye, Sir.«

*

In weiten Teilen der von intelligenten Völkern besiedelten Galaxis galten Duelle als unzivilisiert und barbarisch. Fast überall waren sie verboten und wurden mit harten Strafen verfolgt. Und fast überall fanden sie statt. Natürlich auch auf Mantis VI, wie die Hauptwelt der Mantiden bei den Menschen hieß.

D'koh musste sich der Herausforderung stellen. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Versuchte er, Kroll'kar an die Polizei zu verraten, hätte er sein Leben verspielt. Und nicht nur sein Leben, auch seine Ehre. Vor allem aber wäre Qua'la auf immer beschmutzt.

Es war ohne Zweifel schon schlimm genug in den Augen ihrer Familie, insbesondere ihres älteren Bruders, dass sie sich mit ihm abgegeben hatte. Würde er sich nun nicht nur als nicht standesgemäß, sondern auch als feige erweisen …

Diese Schmach würde für immer auf seinem Namen lasten und diese Schmach würde auch ihren Ruf empfindlich beschädigen.

Außerdem wäre die Gefahr sehr groß gewesen, dass Kroll'kar schneller von der Anzeige erfahren hätte, als sie zu Protokoll genommen worden wäre. Die höheren Ränge in der Polizei waren fast ausschließlich von Adeligen besetzt. Adelige, die sich leicht taten, andere Adelige von Ermittlungen gegen sie in Kenntnis zu setzen und ungleich schwerer etwas *gegen* sie zu unternehmen.

D'koh wusste genau, wohin er gehörte. Hierhin in die armen Viertel der Stadt. Hierhin zu seinesgleichen, zu den einfachen Leuten, zu den Arbeitern, die bis auf wenige Ausnahmen niemals den Ort verlassen würden, an dem sie geschlüpft waren. Was hatte ihn nur dazu getrieben, vor fast einem Jahr die Nähe Qua'las zu suchen und um sie zu werben?

Sie stammte aus einer der ältesten und besten Familien von Qrrk'kk, der ursprünglichen Heimatwelt der Mantiden. Eine Familie mit viel Einfluss, eine Familie, die auf fast jeder Welt des mantidischen Imperiums Schlüsselstellungen innehatte, eine Familie, die mit der Herrschersippe weitläufig verwandt war. Eine Familie, die das Privileg genoss, die Königin als Großtante bezeichnen zu können, auch wenn nur die wenigsten Mitglieder dieser Familie ihr jemals persönlich begegnet waren.

Wahrscheinlich war es genau diese Nähe zu einer sonst völlig unerreichbaren Macht gewesen, die D'koh an Qua'la fasziniert hatte. Wenigstens einmal in seinem Leben wollte er etwas von dem Flair und der Weitläufigkeit spüren, die für die Mitglieder adeliger Häuser selbstverständlich waren. Die Möglichkeit … nein, eigentlich nur die Illusion der Möglichkeit, die engen Grenzen dieser Welt zu verlassen, das war es wohl, was Qua'la für ihn bedeutet hatte.

Es war schauerlich, was für Gedanken durch seinen Kopf gingen. Erbärmlich. Als ob das alles gewesen wäre, was ihn an Qua'la fasziniert hatte und immer noch faszinierte.

D'koh tat sich sehr schwer darin, sich selber gegenüber die Gefühle, die Zuneigung, die Liebe einzugestehen, die er seit dem Augenblick empfand, als er ihr das erste Mal begegnet war.

Sie hatte gerade begonnen, in der Botschaft der Solaren Welten zu arbeiten. Und *er* hatte einen Bildballon, den er wieder instand gesetzt hatte, einem Wachmann zurückgebracht, der dauerhaft auf dem weiträumigen Botschaftsgelände lebte. Qua'la war gerade im Begriff

gewesen, nach Hause zu fahren. Er sah sie und rannte ohne nachzudenken quer über den Vorplatz, um sie zu erreichen, bevor sie ihren Gleiter betrat. Sie drehte sich eher erstaunt als erschrocken um, als sie ihn heranstürmen sah. Dann sagte er etwas, das er sich vorher nicht überlegt hatte und von dem er auch heute noch nicht erklären konnte, wieso es gerade in diesem Augenblick aus ihm hervorbrach.

»Entschuldigen Sie«, bat er und blieb stehen. »Ich will Sie nicht belästigen. Ich will Sie nur …« Dann stockte er.

»Was wollen Sie?«, fragte sie, deren Namen er zu diesem Zeitpunkt noch nicht kannte.

»Ich will Sie nur aus der Nähe sehen«, antwortete er.

Sie bewegte bedächtig Fühler, Kopf und Feinarme, sagte aber nichts. Nach einer Weile drehte sie sich um, stieg in den Gleiter und fuhr ohne irgendetwas zu sagen davon.

D'koh sah ihr hinterher.

Hatte er sie gerade tödlich beleidigt?

Als der Gleiter schon ein ganzes Stück entfernt war, konnte er auf einmal erkennen, dass sie einen Arm aus dem Seitenfenster hielt und winkte.

Am nächsten Abend stand er wieder vor der Botschaft …

Erst nach etlichen Treffen erfuhr er ihren Namen, den sie ihm anfangs standhaft verschwiegen hatte. Da sie keine Farben trug – weder damals noch heute –, hatte er bis zu diesem Zeitpunkt nicht wissen können, aus welcher Familie sie stammte und dass seine Beziehung zu ihr ein Ding der Unmöglichkeit war. In den Augen vieler ein Skandal, eine Schmach, die es zu beseitigen galt. Doch all dies wollten sie beide für lange Zeit nicht wahrhaben.

Für D'koh war Kkiku'hs Vorschlag, nachdem der Herausforderer gegangen war, völlig inakzeptabel gewesen, weshalb ihn der Journalist kurz nach Kroll'kar beleidigt verlassen hatte.

D'koh war sich sicher, dass er kämpfen *musste*. Es gab keine andere Wahl.

Auch wenn es sein Schicksal war, dabei zu sterben …

*

Die menschlichen Sprachorgane unterschieden sich grundlegend von denen der Mantiden, sodass es den Menschen nahezu unmöglich war, die Laute der Mantiden so nachzuahmen, dass eine Verständigung zustande kommen konnte.

Umgekehrt ging es den Mantiden genauso. Die Organe, mit denen sie Laute erzeugten, waren nicht darauf ausgerichtet, Modulationen zu erzeugen, die für ein menschliches Ohr wie eine Sprache klang. Unterhalb ihres Halses hatten sich zwei Glieder, die in der Evolution der Mantiden einmal die gleiche Funktion hatten wie der Rest ihrer Beine, zurückgebildet und waren nach Innen gewachsen. Dort

versahen sie jetzt eine Hilfsfunktion beim Zerkleinern und beim Weitertransport der Nahrung in den Verdauungstrakt.

Im Laufe ihrer Entwicklung hatten die Mantiden die Fähigkeit erworben, diese mit harten Borsten versehenen Glieder willkürlich zu bewegen. Beim Aneinanderreihen der Borsten ertönten Geräusche, die unter anderem durch Veränderung des Kehlvolumens variiert werden konnten. Rhythmus, Schnelligkeit und Tonhöhe erlaubten für die einfachen Klack- und Schnarrlaute die Möglichkeit schier unendlicher Abstufungen und Veränderungen.

Es klingt, als unterhalten sie sich in einer Art Morsealphabet, dachte Dana Frost, in deren militärischer Ausbildung sie auch einiges über die Geschichte archaischer Kommunikationstechniken der Menschheit gelernt hatte.

Trotz dieses Problems war es zu einer Verständigung zwischen den beiden Völkern gekommen. Vielleicht bemühten sich beide Seiten sogar *wegen* der großen Fremdartigkeit, die Menschen wie Mantiden füreinander empfinden mussten, redlich um Verständnis.

Mit Erfolg.

Ein erstes Freundschaftsabkommen wurde schon zwei Jahre später geschlossen und seitdem herrschte zwischen diesen beiden Kulturen, die unterschiedlicher kaum sein konnten, ein reger Austausch.

Captain Dana Frost hatte die Brücke ihrem Ersten Offizier überlassen. Obwohl sie wusste, dass der Bergstrom-Raumflug nach Mantis VI im System Beta Pictoris eine der gewaltigsten galaktischen Sehenswürdigkeiten bot, die von der raumfahrenden Menschheit entdeckt worden war, schloss sie sich in ihrer Kabine ein und studierte die umfangreichen Unterlagen ihres Marschbefehls. Allerdings hatte sie der Besatzung der STERNENFAUST erlaubt, die Annäherung an das System beobachten zu dürfen.

Es war ein großartiges Schauspiel.

Wenige Lichtjahre vor Beta Pictoris vollzog sich ein hyperphysikalisches optisches Phänomen, das auch aus dem Einstein-Raum wahrgenommen werden konnte. Viel spektakulärer aber waren die Auswirkungen durch die Verzerrung des n-dimensionalen Raums. Kaum eine kosmische Kreuzfahrt verzichtete auf einen Besuch in dieser Region der Milchstraße. Wenn man nun mit der STERNENFAUST hierher beordert wurde, dann wollte sich dieses Schauspiel natürlich auch niemand entgehen lassen. Nur Frost verzichtete schweren Herzens. Aber sie gehörte zu den wenigen, die dieses Schauspiel früher schon einmal bewundert hatten.

Durch besondere Gravitationsschlaufen – Astrophysiker vermuteten, dass es sich um Fragmente aus der Zeit unmittelbar nach dem Urknall handelte – hatten sich Dimensionsfragmente in einer Weise miteinander verschmolzen, die wie eine optische Linse einen Blick über gewaltige Entfernungen und Zeiten erlaubten.

Sternennebel von einer Größe, Form, Farbigkeit und Pracht rückten in die scheinbare Nähe der STERNENFAUST, das man aus dem Staunen

kaum noch herauskam. Lichtwirbel formten sich zu gewaltigen Gebilden, die aussahen wie Fabelwesen und doch aus Milliarden von Sternen und Galaxien bestanden. In allen Farbschattierungen pulsierten strahlende Lichtfächer vorbei und beleuchteten eine Unzahl von Sternenkonstellationen und Variationen, die das Universum formen konnte, ausprobierte und wieder verwarf.

Im kontrastreichen Funkeln aus vielfarbigen Sternennebeln und einer Schwärze, die in ihrer Tiefe zu atmen schien, entstanden und vergingen in alles überstrahlenden Supernovas so etwas wie die dunklen, fiebrigen Albträume kranker Götter, die mit der Schöpfung herumspielten. Um der vergänglichen Schönheit der für kurze Augenblicke entstehenden und sofort wieder vergehenden Welten willen.

Je nach Intensität der galaktischen Gravitationsstürme veränderte sich das schwer begreifliche Schauspiel, das sich der staunenden Besatzung der STERNENFAUST darbot.

Währenddessen berechneten die Bordcomputer die komplizierten Formeln für den Rücksturz in den Einstein-Raum, und Captain Dana Frost brütete über einem Auftrag, der ihr nach dem Studium aller Einzelheiten noch unklarer erschien als zuvor.

»Man erwartet uns auf Qrrk'kk«, murmelte sie halblaut vor sich hin und versuchte, den mantidischen Namen des Planeten auszusprechen. *Wenn ich das zu häufig mache, benötige ich einen neuen Kehlkopf!*

»Wir fliegen Mantis VI an«, fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort. *Besser …* »Und ich verlasse mit einer handverlesenen Mannschaft das Schiff mit den Landefähren. Die STERNENFAUST entfernt sich wieder aus dem Orbit und nimmt eine Parkposition innerhalb des Systems ein. Wir beziehen Stellung in der Botschaft und … ja, was dann? Abwarten?«

Bei Qrrk'kk, beziehungsweise Mantis VI handelte es sich um einen etwa marsgroßen Planeten. Nahezu völlig trocken, kaum Vegetation und vor allem mit einer für Menschen nur bedingt atembaren Atmosphäre. Es war, als befände man sich auf der Erde in etwa fünftausend Metern Höhe. Zudem kam ein relativ hoher Heliumanteil, der ihre Stimmen verändern würde. Doch nicht nur das, manche Menschen reagierten auf Spurenelemente in der Atmosphäre dieser Welt regelrecht allergisch. Ohne Hilfe konnte ein solcher allergischer Schock zu einem qualvollen Tod führen. Es wurde medizinisch dringend angeraten, sich spätestens nach 48 Stunden unter ein Sauerstoffzelt zu legen.

Für die Mantiden bedeutete all dies überhaupt kein Problem. Ihnen war es nahezu egal, aus welchen Gasen die atmosphärischen Schichten ihrer Welten zusammengesetzt waren. Sie waren nicht darauf angewiesen, Luft zu holen. Denn ihr Metabolismus wies keine Lungen auf. Sie atmeten nicht. Dafür besaßen ihre Körper ein seltsames Organ, das mit ihrem ebenso seltsamen Kreislauf verbunden war. Dieses Organ verarbeitete Selen.

Exobiologen vermuteten, dass es gewissermaßen entwicklungsgeschichtlich die Lungen der Mantiden ersetzt hatte. Vielleicht als ihre Welt im Verlauf einer kosmischen Katastrophe einen Teil der Atmosphäre einbüßte.

Frost seufzte, wenn sie an die Zeit zurückdachte, als sie das erste Mal auf Mantis VI gewesen war. Sie musste dringend Doktor Gardikov sprechen, um die Gesundheitsakten der Besatzung durchzugehen. Sie wusste nicht, welchem Risiko sie ausgesetzt sein würden. Da musste die ausgewählte Mannschaft auf jeden Fall aus absolut gesunden Leuten bestehen. Sie tippte in ihr Memoboard die Notiz, dass auch ein paar Allergie-Tests nicht schaden konnten.

Dann blätterte sie auf ihrem Display weiter durch die umfangreichen Unterlagen. Sie enthielten neben den spezifischen Anweisungen auch vielfältige Informationen zu den Mantiden und ihrer Gesellschaft.

Wenn man sie überhaupt mit irgendeiner irdischen Lebensform vergleichen konnte, dann nur mit riesigen Insekten, die wie eine bizarre Mischung aus Gottesanbeterin und Kentauren aussahen.

Ihr gewaltiger Leib ruhte auf sechs kräftigen, zweimal gegliederten Beinen, die in scharfkantigen Krallen endeten, mit denen sich diese Wesen nahezu überall festklammern konnten. Vorne knickte der chitingepanzerte Körper in einem rechten Winkel nach oben ab. Hier saßen zwei weitere Gliederpaare: zwei außerordentlich kräftige, so genannte Kampfarme und zwei wesentlich kleinere Arme, die für filigrane Arbeiten verwendet wurden.

Unmittelbar über den Armen erhob sich ein schmaler Hals auf dem ein länglicher Kopf saß, der eine natürliche Eleganz ausstrahlte. Den Schädel der Mantiden krönte ein Fühlerpaar, das nicht nur in der Lage war, feinste Schwingungen wahrzunehmen, sondern auch mit Duftrezeptoren ausgestattet war.

Die großen Augen konnten ein räumliches Bild sehen, ermöglichten aber auch die getrennte Wahrnehmung des jeweils linken und rechten Gesichtsfeldes. Allerdings gab es unmittelbar hinter ihrem Körper einen blinden Fleck, weshalb Mantiden dazu neigten, ständig den Kopf hin und herzubewegen, um diese Einschränkung der Sicht auszugleichen.

Ausgewachsene Mantiden konnten leicht eine Körperlänge von zwei Metern erreichen, während sie in der Regel gut 2 Meter 30 in der Höhe maßen.

Sie vermehrten sich zweigeschlechtlich und zwar in der Regel monogam. Zur Eiablage und Befruchtung derselben kam es erst, wenn ein Mantidenpaar in den Kreis einer Familie aufgenommen wurde. Dabei war es gleichgültig, ob der Mann in die Familie der Frau oder die Frau in die Familie des Mannes aufgenommen wurde. Die große Bedeutung der Familie lag unter anderem darin begründet, dass ein einzelnes Paar die Brutpflege des Nachwuchses alleine kaum bewältigen konnte.

Frisch geschlüpfte Kinder wuchsen zwar sehr schnell heran, doch da

sich ihr überlebensnotwendiges Exoskelett, der Chitinpanzer, erst dann herausbildete, wenn sie ausgewachsen waren, bedeutete dies eine lange Phase großer Schutzlosigkeit.

Die Lebenserwartung der Mantiden war im Vergleich zum Menschen sehr niedrig und betrug umgerechnet etwa fünfzehn terranische Jahre oder sieben Umläufe von Mantis VI um Beta Pictoris.

Durch die rasche Generationenfolge konnte sich die mantidische Gesellschaft jedoch stark spezialisieren und entdeckte schon früh in ihrer Geschichte Hypnolernverfahren – lange bevor sie die Technologie zur Eroberung des Weltalls entwickelte –, mit denen sich die Lerngeschwindigkeit vervielfachen konnte und auch die Lernqualität auf beeindruckende Weise gesteigert wurde.

Je höher die gesellschaftliche Schicht angesiedelt war, umso strenger wurden die Regeln des Familienverbandes ausgelegt, was in der Geschichte der mantidischen Zivilisation zur Herausbildung einer mächtigen Adelsschicht mit strikter Hierarchie zur Folge hatte.

Regiert wurde das mantidische Imperium von einem einzelnen Herrscher, derzeit einer Königin mit Namen Ggu'kha'tha, die sich in ihrer Arbeit auf eine Gruppe von Beratern und Ministern stützte.

Captain Frost schaltete müde die Aufzeichnungen ab. Sie konnte das Gefühl nicht loswerden, immer noch nicht richtig Bescheid zu wissen, worin ihr Auftrag eigentlich bestand …

*

Fasrige, tief liegende Wolken tauchten den Kampfplatz in ein trübes, dämmriges Licht, obwohl der Tag bereits angebrochen war.

»Ich hätte niemals gedacht, dass jemand deines Standes die Ehre und vor allem den Mut aufgebracht hätte, sich einem Duell mit mir zu stellen«, sagte Kroll'kar. Doch seine Stimme klang keineswegs bewundernd, sondern troff regelrecht vor Verachtung.

Vielleicht war es keine Ehre und kein Mut, sondern nur Dummheit, dachte D'koh bitter.

»Gut, bringen wir es hinter uns. Wir kämpfen auf traditionelle Weise mit zwei Schwertern. Das längere davon ist eine panzerbrechende Waffe, deshalb ist die Klinge dreieckig geformt. Ein normales Rapier durchdringt keinen Panzer. Man verwendet es zur Abwehr und letztlich dazu, den abschließenden Todesstoß zu setzen, wenn der Panzer des Gegners erst einmal geknackt wurde. Außerdem erhält jeder von uns noch eine Kampfkette, die in vielfacher Weise eingesetzt werden kann.«

Kroll'kar fixierte D'koh mit kaltem Blick.

»Schließlich sollst du genau Bescheid wissen, was gleich mit dir passiert«, fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Der düstere Platz war bis auf die beiden Kämpfer und einen Arzt völlig leer. Die nächstgelegenen Gebäude der stillgelegten Ttorrg-Werft,

in der vor langer Zeit einmal Raumschiffe gebaut worden waren, konnte man durch den Staubnebel kaum ausmachen. Es hatten sich keine Zuschauer eingefunden.

D'koh wusste nicht, ob Qua'las Bruder Kukk'tar über den Kampf überhaupt informiert war, nahm es aber an. Dass Qua'la ihrerseits von ihrem Bruder davon erfahren hatte, konnte sich D'koh jedoch kaum vorstellen.

Die Hauptaufgabe des anwesenden Arztes bestand nicht darin, Verletzungen zu behandeln. Er sollte nur den Tod eines der Kontrahenten feststellen. Pro Forma sollte er noch während des Kampfes darauf achten, dass nur mit den ausgewählten Waffen gefochten wurde.

In dieser Funktion prüfte er die insgesamt vier Schwerter und die beiden Ketten. Es schien alles in Ordnung zu sein, denn schon kurz darauf stieß er die Schwerter in den Boden und ließ die Ketten davor fallen.

Nun stellte er sich in die Mitte zwischen die beiden Kontrahenten und streckte in einer rituellen Handlung das unsichtbare, heilige Schwert des mythischen Kriegshelden Ok'tukkar in alle vier Himmelsrichtungen sowie gegen die Erde und die Wolken.

Der Arzt verließ den Kampfplatz und gab das Zeichen zum Beginn.

KroH'kar riss blitzschnell die beiden Schwerter aus dem Boden und spannte die Kette zwischen seinen Feinarmen.

Doch wie um seine Überlegenheit zu demonstrieren, griff er nicht an. Er wartete mit einem hämischen Blitzen in den Augen ab, bis auch D'koh Schwerter und Kette in den Händen hielt.

»Ich hätte dich schon jetzt umbringen können, so langsam wie du bist, aber das würde mich um das Vergnügen eines Kampfes bringen!«, höhnte er.

Dann sprang er vorwärts und versuchte mit einem gewaltigen Hieb, das panzerbrechende lange Schwert in D'kohs Brust zu stoßen. Doch D'koh gelang es, die Kette, die er nur in einer seiner Feinhände hielt, herumzuwirbeln, sodass sie sich um das Schwert wickelte.

Kroll'kars Stoß ging ins Leere. Er hatte die Waffe mit solcher Wucht geführt, dass er hart gegen D'koh prallte, der unwillkürlich rückwärts taumelte.

So kam wieder etwas Abstand zwischen die Kämpfer, den Kroll'kar nutzte, um das Rapier gegen D'koh zu führen. Doch es prallte wirkungslos von dessen Brustpanzer ab.

Im gleichen Augenblick erwies sich diese Attacke als reines Ablenkungsmanöver. Die von Kroll'kar beidhändig geführte Kette zischte schmerzhaft über D'kohs Fühler hinweg und verfing sich in seinem Nacken. Mit Macht zog Kroll'kar seinen unerfahrenen Gegner wieder an sich heran.

»Hervorragende Taktik!«, ertönte es auf einmal vom Rand des Kampfplatzes.

Die beiden Kämpfer erstarrten in ihren Bewegungen.

Sie blickten beide gleichermaßen fassungslos in das imponierende Aufzeichnungsgerät, das Gla'Thal auf seinem Kopf befestigt hatte.

»Du … du Abschaum!«, knurrte Kroll'kar wütend in D'kohs Ohr. »Du hast es gewagt, einen Nachrichtenmann von unserem Händel zu informieren. Na warte, das kostet dich einen besonders schmerzhaften Tod. Egal, was für Konsequenzen das für mich haben wird!« Mit diesen Worten setzte er die Klinge des Rapiers direkt unter D'kohs linkes Auge.

»Nein, nein. Ich bitte Sie, werter Herr. Ihr nicht gerade standesgemäßer Gegner hätte es kaum gewagt, mich über dieses Ereignis hier zu unterrichten. Meine Informationen stammen von einem engagierten Kollegen, der selbst keine Zeit hatte, herzukommen.«

Kkiku'h, schoss es D'koh durch den Kopf. *Es kann nur Kkiku'h gewesen sein, aber seit wann arbeitet er mit einem so konservativen Nachrichtenmann wie Gla'Thal zusammen?*

»Nun, meine Herren, bitte lassen Sie sich von mir nicht stören«, bat Gla'Thal. »Ich will Sie nicht davon abhalten, sich gegenseitig umzubringen. Ich bin nur wegen der Bilder hier. Obwohl es schade ist um Sie, D'koh. Ich hätte Ihnen gerne noch ein paar Fragen gestellt. Wegen gestern …«

»Was war gestern?«, fragte Kroll'kar verblüfft darüber, dass D'koh Gla'Thal bereits kannte. »Sie haben gelogen! Es war doch dieser schmutzige Abschaum hier, der Sie informiert hat. Nicht wahr?«

»Nein, nein«, wehrte Gla'Thal ab. »Es stimmt, was ich sagte. Die Angelegenheit von gestern hat mit dieser hier überhaupt nichts zu tun.«

D'koh hatte während dieser merkwürdigen Auseinandersetzung vorsichtig und unbemerkt die Spitze des Rapiers ein Stück zur Seite geschoben, mit dem ihm Kroll'kar das Auge ausstechen wollte. Noch immer standen sich beide eng aneinander gepresst gegenüber. Gleichzeitig balancierte er auf der Gla'Thal abgewandten Seite vorsichtig das spitze, panzerbrechende Schwert nach oben.

Und stieß mit einem kurzen Ruck zu!

Getroffen schrie Kroll'kar auf und warf mit einer schmerzerfüllten Geste sein Rapier in die Luft. Auch die Kette, mit der er D'koh umklammerte, ließ in ihrem Zug nach, sodass sich dieser unter seinem Gegner wegbücken konnte. Blitzschnell hatte er sich wieder in sichere Entfernung gebracht.

Kroll'kar drehte sich schmerzwinselnd im Kreis, und so konnte nun auch Gla'Thal das lange Schwert mit der panzerbrechenden Klinge sehen, das aus seinem Auge ragte. Es schwang mit jeder Bewegung hin und her, löste sich aber nicht aus der Wunde.

»Was du wolltest, kann ich schon lange«, murmelte D'koh.

Doch das Geschrei des Verletzten übertönte seine Worte.

Kroll'kar hatte inzwischen seine eigenen Waffen fortgeschleudert und fingerte mit allen Händen seiner Kampf- und Feinarme an dem

verletzten Auge herum. Ein silberner Strom floss heraus und spritzte mit jeder Bewegung durch die Gegend. Kroll'kar war fast besinnungslos vor Schmerz, schrie und tanzte regelrecht herum und ließ vor allem nicht den Arzt an die Wunde heran, der auf den Kampfplatz geeilt war.

Dieser wandte sich jetzt wieder ab und ging zu D'koh. »Töten Sie ihn!« Er reichte D'koh das panzerbrechende Schwert, das Kroll'kar fallen gelassen hatte.

»Bin ich wahnsinnig?«, schrie D'koh. »Hier vor laufender Kamera?«

»Sie müssen. Er wird sonst an der Schande zugrunde gehen.«

»Mir egal!«, sagte D'koh. Er warf die Waffen voller Wut zu Boden und verließ mit großen Schritten den Kampfplatz.

Kurz hinter Gla'Thal blieb er noch einmal stehen. »Sagen Sie Ihrem Freund Kkiku'h, er soll ja nicht wagen, mir noch einmal unter die Augen zu kommen. Dann mach ich mit ihm das Gleiche wie mit dieser adeligen Missgeburt!«

»Langsam, langsam. Sie sollten ihm dankbar sein. Hätte er mich nicht informiert, wäre ich nicht hierher gekommen und Sie hätten nicht diese einmalige Chance bekommen …«

»Ach, tatsächlich«, brummte D'koh und ging endgültig, da er das Geschrei Kroll'kars nicht mehr ertragen konnte.

»Ja, tatsächlich«, rief ihm Gla'Thal nach. Aber D'koh war schon verschwunden. »Verdammt, ich wollte ihm doch noch ein paar Fragen stellen.«



Fast zeitgleich setzten die drei Landefähren der STERNENFAUST auf dem Raumhafen von Mantis VI auf.

Captain Dana Frost und ihre Truppe, die aus Mitgliedern ihrer Besatzung wie einer Gruppe Marines bestand, wurden von zwei Botschaftsangehörigen in Empfang genommen.

Sie stiegen in einige Großgleiter um und bekamen ihre ersten Mantiden zu sehen, die diese Fahrzeuge steuerten.

Während der kurzen Fahrt kamen sie an einigen typischen Gebäuden vorbei. Fast alle waren auf einer runden Grundform aufgebaut, die teilweise viele hundert Meter hoch aufragten. Dazwischen befanden sich großzügige, breite Straßenzüge, die immer wieder von kreisrunden oder ovalen Plätzen unterbrochen wurden. Die Bauten selber hatte man häufig mit Röhren miteinander verbunden. Manche der Röhren waren durchsichtig, so dass man die zwischen den Häusern hin und her huschenden Mantiden gut beobachten konnte.

In einiger Entfernung erhob sich ein vierfach ineinander verschlungener, gewaltiger Gebäudekomplex, von dem Dana wusste, dass es sich um den Palast von Königin Ggu'kha'tha handelte.

Die Botschaftsangestellten zeigten der STERNENFAUST-Gruppe die

Sehenswürdigkeiten, an denen die Gleiter vorbeiflogen. Für die meisten aus Dana Frosts Truppe war es der erste Besuch auf Mantis VI.

Doch kaum bogen die Gleiter durch das große Tor in den weitläufigen Botschaftskomplex, spürte Dana Frost instinktiv, dass irgendetwas nicht stimmte.

Es waren vor allem die heftig miteinander diskutierende Gruppen von Mantiden, die zusammenstanden und – so viel kannte Frost bereits von der Art wie diese Spezies ihre Gefühle auszudrücken verstand – emotional aufs Höchste erregt zu sein schienen.

»Sind dies alles Botschaftsmitarbeiter?«, fragte sie eine der Angestellten, die sie am Raumhafen in Empfang genommen hatten.

»Ja, Commander. Wir beschäftigen in den verschiedenen Abteilungen der Botschaft etwa dreihundert Mantiden. Demgegenüber arbeiten nur knapp zweihundert Menschen hier.«

Zwischen den erregt debattierenden Gruppen rannten einzelne menschliche Mitarbeiter hin und her, offensichtlich um zu beschwichtigen.

»Warum die Aufregung? Was ist vorgefallen?«, fragte Frost.

»Ich weiß es nicht, Commander.«

»Dann sollten wir es schnellstmöglich herausbekommen.«

Die Gleiter stoppten vor dem Hauptgebäude, das in vielerlei Hinsicht einen Kompromiss zwischen den unterschiedlichen räumlichen Anforderungen von Mensch und Mantide darstellte. Sie stiegen aus.

»Seine Exzellenz, der Botschafter der Solaren Welten, Mr. Florian Hutter«, stellte die Botschaftsangehörige einen gut aussehenden Mann mit blonden Haaren vor. »Sir, darf ich Ihnen Commander Dana Frost und ihr Team von der STERNENFAUST vorstellen.«

»Danke, Martha«, erwiderte der Botschafter, »es ist mir eine Freude Sie hier auf Qrrk'kk begrüßen zu dürfen. Verzeihen Sie, Commander, wenn ich alle Höflichkeitsfloskeln fallen lasse. Aber ich fürchte, Sie kommen gerade zur rechten Zeit.«

»Dann, Exzellenz, erzählen Sie mir doch, was vorgefallen ist«, sagte Dana trocken.

»Kommen Sie bitte mit in mein Büro, Commander Frost. Meine Mitarbeiter werden sich in der Zwischenzeit um Ihre Leute kümmern.«

Botschafter Hutter schloss sorgfältig die große, runde Tür seines Büros. Der Raum wie auch der Zugang waren für rein menschliche Verhältnisse etwas zu überdimensioniert, hielten sich aber nur ein paar Mantiden gleichzeitig hier auf, sah man rasch, warum die Botschaft so gebaut war.

»Es ist eine seltsame Sache passiert, deren Folgen ich noch nicht richtig einschätzen kann«, begann Hutter mit seiner Erklärung, nachdem Dana und er sich gesetzt hatten.

Frost sah den Botschafter aufmerksam an. Er war ein hoch gewachsener Mann, der angesichts seiner Büroarbeit in ziemlich guter körperlicher Verfassung zu sein schien. Sein Alter schätzte Dana auf Ende Vierzig, sein schon schütteres, blondes Haar verbarg auf den

ersten Blick, dass es bereits von zahlreichen grauen Strähnen durchzogen war.

»Eine Mitarbeiterin wurde vorhin entführt, deshalb die Aufregung«, fuhr Hutter fort.

»Oh. Weiß man schon von wem und warum?«, fragte Dana.

»Vor unseren Augen ist es geschehen. Qua'la – so heißt die Mitarbeiterin …«

»Eine Mantidin?«, unterbrach Dana Frost.

»Ja, eine hervorragende Mitarbeiterin. Sie stammt aus einer der ersten Familien am Platz. Das wird noch Kreise ziehen.«

»Erzählen Sie von Anfang an, Exzellenz.«

»Sie ist heute erst sehr spät zur Arbeit gekommen und hat ihren Gleiter draußen vor dem Gelände geparkt, so wie sie es immer macht. Einer unserer Wachleute wollte gerade das Tor für sie öffnen, da raste ein anderer Gleiter heran, bremste abrupt direkt neben ihr. Unser Wachmann dachte schon, er würde sie überfahren, so schnell war er, als er herankam. Dann sprangen zwei mit Blastern bewaffnete Mantiden heraus, stoppten sie und zwangen sie in den Gleiter zu steigen. Dann flog er in einer Steilkurve wieder davon. Das ganze hat keine halbe Minute gedauert.«

»Und der Wachmann?«, fragte Dana.

»Was soll mit ihm sein. Er ist immer noch völlig schockiert. Das kann ich gut verstehen. Mir geht es ähnlich, obwohl ich es nicht mit ansehen musste. Solche Vorkommnisse sind völlig untypisch für die mantidische Gesellschaft.«

»Hat der Vorfall etwas mit dem Auftrag zu tun, wegen dem ich hierher geschickt wurde?« Diese Frage hatte sich Dana Frost eher selbst gestellt, da sie jedoch wusste, dass Botschafter Hutter die Unterstützung des Star Corps angefordert hatte, konnte sie die Frage laut aussprechen.

»Ich weiß es nicht, Commander. Bisher äußert jeder nur Vermutungen, aber mit denen werden wir bis hinauf in höchste Kreise konfrontiert.«

»Sie sagten, Qua'la stammt aus gutem Hause.«

»Ihre Familie ist direkt mit ihrer Majestät Ggu'kha'tha verwandt.«

»Dann liegt der Schluss nahe, dass die in meinem Auftrag erwähnten oppositionellen Kreise dahinter stecken«, sagte Dana.

Der Botschafter zuckte mit den Achseln. »Genau das vermutet jeder – und gleichzeitig streitet es jeder ab.«

»Kann denn der Wachmann die Entführer genauer beschreiben, hat er jemanden erkannt? Weiß er, um was für einen Gleiter es sich gehandelt hat? Hatte der Gleiter eine Kennung? Irgendeinen Anhaltspunkt wird es wohl schon geben. Haben sich die Entführer bereits gemeldet?«

»Das sind alles Fragen, die die mantidische Polizei natürlich auch gestellt hat. Um es kurz zu machen: nein, nein, nein. Der Wachmann war zu weit weg, um genauere Beschreibungen zu liefern. Andere

Zeugen gibt es nicht. Die elektronische Kennung des Gleiters war gestört und … und …«, der Botschafter stockte, »die Entführer haben sich noch nicht gemeldet.«

»Dann würde ich gerne als Nächstes mit dem Wachmann reden«, sagte Dana.

»Kein Problem, ich rufe ihn«, antwortete der Botschafter und ging zu seinem Schreibtisch. Er drückte einen Knopf auf seinem Kom. Der Bildschirm flackerte auf und Dana konnte von ihrem Platz aus das Gesicht eines Mantiden darauf erkennen. »Gkasch'tar, würden Sie bitte in mein Büro kommen.«

Durch den Lautsprecher war deutlich zu hören, wie das in den Kom integrierte Translatorprogramm die Worte des Botschafters synchron in eine Abfolge klickender Laute übersetzte.

»Sofort, Exzellenz!«, ertönte jetzt die Translatorstimme aus dem Lautsprecher, während im Hintergrund das originale Klacken des Wachmanns zu hören war.

Nur wenige Minuten später betrat der Mantide das Büro.

»Was glauben Sie, wer hat Qua'la entführt?«, fragte Dana Frost ohne weitere Umschweife, nachdem der Botschafter sie einander vorgestellt hatte. Sie sprach den Namen wie »Karla« aus. Für dieses Gespräch benutzten sie einen auf dem Tisch installierten Synchrontranslator.

»Ich weiß es nicht, Commander. Ich kenne die Entführer nicht.«

»Sie haben länger mit der Polizei gesprochen, haben die denn schon eine Vermutung?«

»Ich … ich weiß nicht …«

Der Translator war ein sehr gutes Modell, denn er übertrug jedes Zögern und Zweifeln.

»Was haben sie gesagt, was sagen Ihre Kollegen?«, bohrte Dana nach.

»Fragen Sie sie doch selb …«

»Nein, Gkasch'tar. Wir haben *Sie* hierher gebeten, also antworten Sie bitte dem Commander«, mischte sich der Botschafter in das Gespräch ein.

»Alle sagen, es wäre D'koh gewesen«, brach es schließlich aus Gkasch'tar heraus, »aber ich glaube es nicht. Ich kenne D'koh, er würde so etwas nie tun.«

Dana sah in das Gesicht Hutters, doch auch dort zeichnete sich nur ab, dass ihm dieser Name offensichtlich ebenfalls nichts sagte.

»Danke. Es wäre sehr freundlich, wenn Sie uns noch darüber aufklären könnten, wer dieser D'koh ist?«, bemühte sich Frost um größtmögliche Freundlichkeit.

Wieder übertrug der Translator zuerst ein paar Geräusche, die nur Unschlüssigkeit ausdrückten. Doch Gkasch'tar brauchte keine weitere Ermahnung mehr.

»Es ist etwas kompliziert«, begann er zögernd, doch Hutter wie Frost nickten ihm aufmunternd zu.

Der Mantide schien die Geste zu kennen. »D'koh hat sich in Qua'la verliebt!«

»Das sollte doch nichts Schlimmes sein«, sagte Dana Frost.

»Doch, doch«, erwiderte Gkasch'tar, »D'koh ist ein einfacher Mann aus niedrigem Stand, Qua'la dagegen stammt aus …« Er zögerte.

»… bester Familie, ich weiß«, Dana seufzte. »Was glauben Sie?«

»Wie ich schon sagte, Commander. Er war es bestimmt nicht. Im Grunde weiß D'koh, dass seine Beziehung zu Qua'la nicht den Hauch einer Chance hat. Er ist ein netter Kerl. Er repariert Bildballons. Meinen hat er auch wieder hingekriegt.«

»Bildballons?«

»Das wichtigste Unterhaltungs- und Nachrichtenmedium hier auf Mantis VI«, erläuterte der Botschafter.

Dana nickte. »Wer war es dann? Stecken oppositionelle Gruppen dahinter?«

»Vielleicht, Commander«, die Klicklaute Gkasch'tars waren wesentlich leiser geworden und auch die Translatorstimme sank zu einem Flüstern herab. »Aber das werden Sie von offizieller Seite wie der Polizei nicht bestätigt bekommen.«

»Warum?«, fragte Dana erstaunt.

»Weil für Regierung und Polizei die Opposition nicht existiert. Bitte entschuldigen Sie meine offenen Worte, Exzellenz.«

»Genau die wollen wir hören, Gkasch'tar«, erwiderte der Botschafter.

»Exzellenz, wir müssen rauskriegen, ob die Polizei diesen D'koh schon verhaftet hat«, sagte Dana. »Wenn nicht, wäre es sicherlich nicht verkehrt, wenn wir zuerst mit ihm reden. Allein um auszuschließen, dass die Angelegenheit doch keine aus dem Ruder gelaufene Love-Story ist.«

Florian Hutter nickte. »Ich rufe meinen Assistenten. Er ist der Ortskundigste von uns allen. Er wird ihnen helfen, und außerdem bitte ich Sie, Gkasch'tar, uns zu zeigen, wo wir möglicherweise diesen D'koh finden können. Begleiten Sie den Commander.«

Wenig später bestieg Dana Frost zusammen mit Taylor May, dem Botschaftsassistenten, und dem mantidischen Wachmann einen Gleiter. Ihr Ziel lag weit vom Botschafts- und Regierungsviertel entfernt. Gkasch'tar wies Taylor May, der das Gefährt flog, den Weg in eine der heruntergekommensten Gegenden der Hauptstadt. Dorthin, wo D'koh seine Werkstatt und Wohnung hatte.

Als der Gleiter endlich auf dem Platz niederging, den Gkasch'tar anwies, befanden sie sich in einem öden, abgelegenen Stadtteil, in dessen Straßen und auf dessen Plätzen sich niemand sehen ließ.

»Scheint eine ausgestorbene Gegend zu sein«, murmelte der Assistent des Botschafters.

Er war ein schlaksiger, nicht allzu großer junger Mann, der sein schulterlanges Haar im Nacken zu einem Zopf zusammengebunden hatte. Seine kleinen, beinahe wasserblauen Augen verrieten kaum, wohin er schaute. Nur die Fältchen in den Augenwinkeln sagten Dana Frost, dass es sich bei Taylor May um jemanden handeln musste, der gerne lachte.

»Hier drüben wohnt er«, klackte Gkasch'tar in den Translator und schritt auf ein konisches Gebäude zu, dessen grauer Putz an vielen Stellen brüchig geworden war.

»Hier ist das Schild seiner Werkstatt.« Der Wachmann wies auf eine Platte aus unbestimmbarem Material, deren Oberfläche durch die Witterung bereits ziemlich angegriffen war. Für menschliche Augen waren die Erhebungen darauf kaum noch als mantidische Schriftzeichen erkennbar.

Das in fast allen Häusern auf Mantis VI übliche ovale Haustor schwang ohne Probleme auf. Es war unverschlossen.

»Ich befürchtete es«, sagte Taylor May, als er in den Hausflur eintrat.

»Was?«, fragte Dana.

»Eine kleine Kletterpartie gefällig, Commander?«

Der Assistent des Botschafters wies auf die steile, stufenlose Stiege, die nach oben führte. »Mantiden kommen hier problemlos hoch. Für Menschen ist das fast unmöglich.«

»Ich dachte Mantiden verwenden Antigravlifts wie wir?«, sagte Dana.

»Aber nicht hier in dieser Gegend, Commander«, erwiderte Taylor May.

»Einen von Ihnen kann ich mitnehmen«, sagte Gkasch'tar.

Taylor May wich lächelnd einen Schritt zurück.

»Ladys first«, sagte er mit einer angedeuteten Verbeugung.

»Steigen Sie auf, Commander«, forderte Gkasch'tar sie auf.

Dana schluckte. »Sie meinen, ich soll auf Ihnen reiten?«

»Genau das meint er, Commander«, ermunterte May sie.

Nach einem kurzen Moment des Zögerns schwang sich Dana auf den Rücken des Mantiden.

»Geben Sie Acht«, rief der Botschaftsassistent lachend, »unser Freund ist kein Pferd. Halten Sie sich gut fest.«

»Das habe ich gemerkt«, erwiderte Dana, während sie versuchte, auf dem glatten Rücken Halt zu finden.

Schließlich umklammerte sie Gkasch'tars nach oben abgewinkelten Oberkörper. Gerade noch rechtzeitig, denn in diesem Moment begann er bereits die mehr als 50 Grad steile Stiege hochzuklettern, die in Danas Augen nur aus einer glatten Röhre bestand. Dabei bewegte er seine sechs kräftigen Beine mit einer Geschwindigkeit, dass der Bewegungsablauf kaum nachvollziehbar war.

Doch ebenso schnell war der Aufstieg schon wieder vorbei. Sie standen vor der sperrangelweit offen stehenden Tür zu D'kohs Wohnung. Dana verspürte eine seltsame Scheu, in eine private Unterkunft eines ihr unbekannten Mantiden einzudringen. Doch Gkasch'tar schritt ohne Zögern hinein. Dana, die inzwischen wieder von seinem Rücken heruntergerutscht war, ging hinterher.

Kurze Zeit später trafen sie wieder auf Taylor May, der vor der Haustür auf sie gewartet hatte.

»Niemand da«, sagte Dana knapp, »aber wir waren nicht die Ersten.

Die Tür zu D'kohs Wohnung wie die zu seiner Werkstatt standen sperrangelweit offen und jemand hat alles gründlich durchsucht. D'koh wird sich freuen, wenn er die Bescherung sieht.«

»Polizei?«, fragte May.

»Wahrscheinlich«, antwortete Gkasch'tar, »aber sie scheinen ihn nicht gefunden zu haben.«

»Haben Sie eine Idee, wo er sonst noch sein könnte?«, fragte Dana.

»Vielleicht. Hier in der Nähe gibt es eine Selen-Station. Er hat mir mal erzählt, dass er dort gerne hingeht.«

Da in der Umgebung der Selen-Station die Straßen ungewöhnlich eng und viele Mantiden unterwegs waren, stellten sie den Gleiter ein Stück weit entfernt ab.

»Wir haben Glück«, klackte der Wachmann leise, als sie sich der Station näherten.

Er wies auf einen Mantiden, der auf Dana einen isolierten Eindruck machte, da er sich vor der Station von den anderen Mantiden fernhielt und mit niemandem sprach. Er stand unmittelbar an der Wand des wuchtigen Gebäudes, so als ob er ausprobiere, mit ihr zu verschmelzen. Unsichtbar zu werden …

Die Ankunft der beiden Menschen in Begleitung Gkasch'tars erregte ziemliches Aufsehen. Offensichtlich kamen Vertreter dieser befreundeten galaktischen Spezies so gut wie nie in Stadtteile wie diesen.

»Die meisten Mantiden kennen den Anblick von Menschen nur aus den Bildballon-Programmen«, sagte Gkasch'tar.

»Die wenigsten von ihnen haben unsereins schon mal leibhaftig zu Gesicht bekommen«, ergänzte Taylor May.

Der Wachmann steuerte direkt auf D'koh zu, der ihm ohne jegliche Regung entgegensah. Es war nicht auszumachen, ob er ihn wiedererkannte.

»Wir kommen gerade aus deiner Wohnung«, sagte Gkasch'tar.

Die wortlose Fühlerbewegung D'kohs erinnerte Dana Frost an ein Schulterzucken. Zunehmend kamen ihr die Mantiden etwas weniger fremd vor.

Inzwischen erinnerte sich D'koh wieder an den Wachmann. Die Tatsache, dass seine Wohnung und seine Werkstatt durchsucht worden waren, schien ihn kaum zu berühren. Es kam Dana – die die Gesprächsführung erst einmal dem Wachmann überließ – so vor, als beschäftige ihn ein derart schweres Problem, dass ihm solche Ereignisse im Vergleich dazu nichtig vorkommen mussten.

Schließlich sprach D'koh doch noch. Auf einmal löste er sich von der Mauer, es war ihm plötzlich sichtlich egal, dass rings herum mehrere Dutzend Mantiden standen und zumindest Teile des Gesprächs mitbekamen. Im Gegenteil, er schien es sogar darauf anzulegen, dass möglichst viele ihn hörten.

Er erzählte zuerst, dass er sich vor wenigen Stunden mit einem adeligen Traditionalisten in einem illegalen Duell schlagen musste und

dass er diesen schwer verletzt hatte. Diese gefährliche Selbstbeschuldigung erregte die Aufmerksamkeit der Umstehenden, die unverhohlen das Ergebnis des Duells begrüßten.

Anschließend wechselte er jedoch das Thema und sprach von einer Demonstration Oppositioneller, die vor seinem Haus stattgefunden hatte. Jeder anwesende Mantide wusste, wovon er sprach.

Als er jedoch erzählte, dass die GP die Waffen, die sie angeblich bei den Demonstranten gefunden hatte, den Oppositionellen selbst untergeschoben hatte, herrschte auf einmal völlige Stille. Auch Dana, deren Translator synchron übersetzte, hielt den Atem an.

»Was kannst du uns zur Entführung Qua'las sagen?«, fragte sie D'koh.

Mit einem Mal richteten sich sämtliche Augen auf sie.

Auch D'kohs Gesicht schnellte zu ihr rüber. Die Gesichtsplatten der Mantiden konnten, das wusste sie, je nach Gefühlszustand vielerlei Farbmuster zeigen. Das hektische Flackern, das sich bei D'koh zeigte, signalisierte Dana Frost – auch ohne dass er etwas sagte –, dass dieser junge Mantide kaum etwas mit der Entführung zu tun haben konnte. Er war sichtlich schockiert und sprachlos.

»Das … was … was ist mit ihr …?«, stammelte es schließlich aus Danas Translator.

»Er scheint nichts davon zu wissen«, sagte Taylor May und wies Dana mit einer Handbewegung auf D'kohs Beine. Sie zitterten, wie auch seine Feinarme, nur die kräftigen Kampfarme hielt er so fest ineinander verklammert, dass sich die scharfkantigen Krallen knirschend in sein Chitin bohrten, ohne dass er es merkte.

»Erzählen Sie ihm alles, was er wissen muss«, wies Dana den Wachmann an.

Doch kaum hatte Gkasch'tar mit seinem Bericht begonnen, ertönte ein hektisches Klacken, das immer lauter wurde und sich näherte.

Die umstehenden Mantiden begannen sich rasch in die Seitenstraßen abzusetzen. Noch bevor der Gleiter zum Stehen kam, von dem dieses Geräusch ausging, war die Umgebung der Selen-Station bis auf die beiden Menschen, D'koh und den Wachmann wie ausgestorben.

Mehrere mit Kampfanzügen ausgerüstete Mantiden sprangen aus dem Gleiter, die Blaster im Anschlag. Als sie Dana Frost und Taylor May sahen, hielten sie kurz inne. Mit hektischem Klicken sprach einer von ihnen in ein Funkgerät.

Er war zu weit entfernt, um vom Translator verstanden zu werden. Doch Dana wusste genau, dass sich der Bewaffnete bei einem Vorgesetzten Anweisungen einholte.

»Geheimpolizei …«, flüsterte Taylor May in Danas Ohr.

Im nächsten Augenblick setzte die bewaffnete Gruppe unvermittelt ihren Weg fort. Ohne die beiden Menschen näher zu beachten, umzingelten sie D'koh und befahlen ihm barsch mitzukommen.

»Ihre Aussage wird gebraucht«, übersetzte der Translator bruchstückhaft.

Widerstandslos ließ sich D'koh abführen.

»Halt!«, rief Dana Frost laut und rannte hinterher.

Obwohl ihr Translator die Aufforderung übersetzte, hätten die GPs diesen Ausruf auch ohne Übersetzung verstanden. Sie stoppten tatsächlich und der Anführer der kleinen Gruppe, der mit seiner Zentrale gesprochen hatte, drehte sich um.

»Ja, bitte?«, antwortete er mit ausgesuchter Höflichkeit.

»Sie können diesen Zeugen nicht mitnehmen!«, verlangte Dana.

»Und warum nicht?«

»Er muss uns in die Botschaft der Solaren Welten begleiten! Wir brauchen ihn!«

»Er wird sie nirgendwohin begleiten …«, der Mantide stockte, dann entschlüsselte er ihre Rangabzeichen, »Commander. Es geht Ihnen doch auch um die Entführung ihrer Angestellten, nicht wahr?«

»Ja, um nichts anderes.«

»Nun, in dem Fall muss ich Sie darauf hinweisen, dass die Entführung nicht auf dem Gelände der Botschaft stattfand, sondern davor auf mantidischem Hoheitsgebiet. Es handelt sich mit anderen Worten um eine inner-mantidische Angelegenheit, die wir alleine regeln.«

Zähneknirschend musste Dana zugestehen, dass das nicht zu leugnen war.

Also versuchte sie es anders. »Sie haben Recht, äh …«

Taylor May informierte sie: »Es handelt sich um einen Polizei-Sergeanten.«

»… Sergeant. Aber gestatten Sie uns wenigstens ein kurzes Gespräch mit ihm. Wir sind doch beide an der Aufklärung des Vorfalls interessiert, und ich verspreche, Ihnen sämtliche Erkenntnisse zur Verfügung zu stellen, die wir gewinnen.«

Dana war jetzt nahe an die Gruppe getreten und stand jetzt unmittelbar bei D'koh, der den Kopf hängen ließ und schwieg und auch nicht auf die kurze Berührung von Danas Hand reagierte.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Commander«, antworte der GP-Sergeant. »Aber ich fürchte, das geht nicht. Ich habe meine Befehle. Los, alles einsteigen!«, befahl er seiner Gruppe und D'koh. »Wir machen es umgekehrt«, sagte er noch einmal zu Dana gewandt. »Wir teilen unsere Erkenntnisse umgehend der Botschaft mit.«

Dana schluckte wütend und wandte sich wortlos ab.

»Ich kann mir denken, wer für die Entführung Qua'las verantwortlich ist, aber euch werde ich es niemals sagen!«, schrie D'koh, als er in den Gleiter geschoben wurde.

»Was sollte dieser Vorstoß?«, fragte Taylor May sichtlich irritiert.

Dana schüttelte den Kopf und schwieg.

Der Gleiter der GP hob ab, nahm Fahrt auf und verschwand im Straßengewirr. Gkasch'tar, Dana und Taylor gingen zu ihrem eigenen Gleiter zurück …



»Und dann konnte es die GP nicht abwarten, bis wir wieder verschwunden waren«, beendete Dana ihren Bericht für Hutter und schüttelte den Kopf, »Sie wussten nicht, wie sie sich uns gegenüber verhalten sollten. Es war ja ein Glück, dass ich mich einigermaßen gut ausgerüstet mit Taylor May und Gkasch'tar auf die Suche begeben habe.«

Der Botschafter sah Captain Frost stirnrunzelnd an.

»An D'kohs Chitinpanzer klebt jetzt eine Nanosonde«, erklärte sie. »Ich hatte diesen kleinen Hybridsender eigentlich dafür vorgesehen, dass er uns – falls er tatsächlich der Entführer ist – zu dem Versteck geführt hätte, in dem man Qua'la gefangen hält. So aber nützt die Sonde uns immerhin, jederzeit zu wissen, wo er sich nun aufhält. Denn ich fürchte, egal, welche Rolle D'koh in diesem Zusammenhang auch immer spielt, wir werden ihn noch brauchen.«

»Wird die GP die Sonde nicht finden?«, fragte der Botschafter.

»Optisch auf keinen Fall, Exzellenz«, erwiderte Dana. »Dieses Teil ist so winzig, dass es nur unter einem Mikroskop erkennbar ist. Und ich glaube nicht, dass sie ihn so ausführlich scannen.«

»Aber was ist mit der abgehenden Funkspur?«

»Auch das sollte kein Problem sein. Der Sender wechselt zwischen den Frequenzen ziemlich wild hin und her, so dass man ihn nur dann findet, wenn man genau weiß, wonach man suchen muss.«

»Ausgezeichnet, Commander«, sagte Florian Hutter anerkennend.



Der nächste Vorfall ereignete sich kaum einen halben Tag später.

Dana Frost hatte nach einer kurzen Nacht beschlossen, das Frühstück zusammen mit Bruder William einzunehmen, da sie wusste, dass er neben ihr selbst die Verhältnisse auf Mantis VI am besten kannte und einschätzen konnte. Die Absprache der weiteren Zusammenarbeit schien überfällig zu sein.

Aber William kam nicht allein in den kleinen Speisesaal der Botschaft, wo die menschlichen Besucher und Angestellten ihre Mahlzeiten einnahmen. Mantiden nahmen ihre Mahlzeiten allein ein, da in ihrer Kultur öffentliche Nahrungsaufnahme als unfein galt. In Bruder Williams Begleitung betrat eine kaum einen Meter sechzig große, jugendlich wirkende Frau in Schwesterntracht den bis auf Dana leeren Raum.

»Das ist Schwester Janisa«, stellte William die zierliche Person vor. »Sie leitet die auf Mantis VI stationierte Abteilung der Christopherer.«

»Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Schwester Janisa.« Dana erhob sich, um ihr die Hand zu geben.

»Ganz meinerseits, Commander.« Schwester Janisa erwiderte ihren

Händedruck mit einem überraschend kräftigen Druck und lächelte.

Unter ihrer Tracht verbirgt sich offensichtlich eine Frau, die nicht nur gut aussieht, sondern auch weiß, was sie will, dachte Dana.

»Schwester Janisa kennt die hiesigen Verhältnisse wahrscheinlich noch besser als seine Exzellenz, der Botschafter«, sagte Bruder William, als sie sich alle gesetzt hatten.

»Sie übertreiben schamlos, Bruder William«, erwiderte Janisa verlegen lächelnd.

Er rückt auffallend nah an Schwester Janisa ran, stellte Dana fest und musste sich ein leichtes Grinsen verkneifen.

Dabei sollte es ihr eigentlich herzlich egal sein, ob und wenn ja, was sich zwischen William und der Schwester entwickelte. Schließlich hatte man schon bei der Gründung des Christopherer-Ordens auf das Zölibat verzichtet. Trotzdem schwang genau diese Vorstellung unbewusst immer noch mit, wenn man Brüdern oder Schwestern der Christopherer begegnete. Mehr als zweitausend Jahre katholischer Tradition ließen sich nicht einfach in ein paar Jahrzehnten beiseite wischen.

Dana war ihrerseits froh, dass sie Lieutenant David Stein, der bei *ihr* für emotionale Irritationen sorgte, auf der STERNENFAUST zurückgelassen hatte.

»Wir sind Botschafter Hutter sehr zu Dank verpflichtet, dass er den Orden auf dem Botschaftsgelände untergebracht hat«, sagte Schwester Janisa.

»Nicht so bescheiden, Schwester«, erwiderte Dana. »Ich bin mir sicher, auch der Botschafter profitiert von dieser Regelung.«

»Das will ich meinen«, sagte William. »Schließlich ist Schwester Janisa der einzige Mensch, den ich kenne, der sich auch ohne Translator mit den Mantiden verständigen kann.«

»Bitte, William«, wehrte sie ab, »verständigen kann man das nicht nennen. Ich beherrsche gerade mal ein paar Höflichkeitsformeln und mehr wird es nicht werden, da menschliche Stimmbänder einfach nicht in der Lage sind, die Lautvielfalt und die Art der Laute nachzuahmen, wie sie die Mantiden erzeugen. Unmöglich!«

Die Sprachbegabung der Christopherer war legendär, aber dass sich Schwester Janisa auch mit der mantidischen Klicksprache abgab, nötigte Dana Respekt ab.

»Ich würde gerne von Ihnen etwas über die so genannte oppositionelle Bewegung erfahren, die sich hier auf Mantis VI gebildet hat, Schwester«, lenkte Dana das Gespräch schließlich in die Richtung, die sie haben wollte.

»Es gibt nicht nur *eine* Oppositionsbewegung, sondern sehr viele«, antwortete Janisa, nachdem sie einen Schluck aus ihrem Glas getrunken hatte, das mit echtem Orangensaft, importiert von der Erde, gefüllt war. »Das Grundmotiv ist aber bei allen gleich. Sie sind unzufrieden mit den verkrusteten gesellschaftlichen Verhältnissen, die der Masse der mantidischen Bevölkerung keine Aufstiegschancen

bietet. Sie wissen über die Adelsschicht Bescheid, Commander?«

Es war nur eine rhetorische Frage, denn sie sprach sofort weiter. »Wer das Glück hat, als Adeliger geboren worden zu sein, dem steht eigentlich alles offen. Er kann es bis ganz nach oben schaffen in der Verwaltung, in der Forschung, in der Regierung, in der mantidischen Raumflotte … Wo auch immer. Mantiden aus nicht adeligen Familien ist solch ein Aufstieg nahezu unmöglich, egal wie begabt der Einzelne auch sein mag.«

»Sieht man denn in Regierungskreisen nicht, was einem da für ein Potenzial entgeht?«, fragte Dana nachdenklich.

»Manche Adeligen sehen das durchaus, man munkelt sogar, die Königin selbst und einige ihrer Berater wären höchst unglücklich mit der festgefahrenen Situation. Aber es gibt auch seit einiger Zeit eine Gegenbewegung. So genannte Traditionalisten, die alles daran setzen, selbst die jetzt schon erreichten kleinen Fortschritte wieder rückgängig zu machen.«

»Interessant«, sagte Dana nachdenklich, »dann sollte man diese Traditionalisten konsequenterweise auch als eine Art Opposition ansehen.«

»Das kann man mit der Sicht von außen, wie wir sie haben, durchaus so sehen. Innerhalb der mantidischen Gesellschaft jedoch wird sie kaum jemand so bezeichnen. Im Gegenteil, für die einfachen Mantiden verkörpern die Traditionalisten die Extremform der Regierung.«

»Dann vermittelt die eigentliche Regierung, das, was sie tut, ihrem Volk nicht gerade gut. Aber wie auch immer, ich würde gerne einmal Vertreter dieser beiden Positionen kennen lernen. Ist das möglich?«, fragte Dana.

Schwester Janisa nickte. »Vertreter dieser unterschiedlichen Extrempositionen finden Sie manchmal schon in der gleichen Familie. In Qua'las Familie zum Beispiel: Ihr älterer Bruder ist ein bekannter Traditionalist, während ihr jüngerer Bruder für die Opposition und das einfache Volk und dessen Leben schwärmt.«

»Klassenromantik – auf beiden Seiten. Gut, ich möchte beide kennen lernen. Und umso besser, dass sie aus Qua'las Familie stammen.«

In diesem Moment stürmte Botschafter Hutter völlig aufgelöst in den Raum.

»Schon wieder eine Entführung!«, keuchte er noch völlig außer Atem.

Alle Augen wandten sich ihm zu.

»Wer?«, fragte Dana scharf.

»Taylor May, gerade eben, fast an der gleichen Stelle vor der Botschaft, wo gestern Qua'la entführt wurde. Und es geschah auf die gleiche Weise. Ein Gleiter hätte ihn fast in voller Fahrt gerammt und abrupt abgestoppt. Mantiden mit Blastern sprangen heraus und zerrten ihn ins Fahrzeug.«

»Wer ist Zeuge dieses Vorfalls?«, fragte Dana Frost, und die unterkühlte Stimme machte ihrem Namen alle Ehre.

»Ich. Ich habe es mit eigenen Augen mit ansehen müssen. Ich war

starr vor Schreck. Wäre ich auf den Vorplatz gerannt, hätten sie mich möglicherweise niedergeschossen oder auch mitgenommen.«

»Wahrscheinlich Letzteres, Exzellenz«, sagte Dana Frost. »So wie wir Menschen die Mantiden nur schwer voneinander unterscheiden können, so erkennen sie uns umgekehrt mit Sicherheit auch nicht so leicht.«

Schwester Janisa nickte.

»Deshalb liegt die Vermutung nahe, dass Sie selbst entführt werden sollten«, fuhr der Commander fort. »Möglicherweise haben die Entführer unter den mantidischen Angestellten der Botschaft einen Informanten. Das müssen wir herausbekommen. Und Sie, Exzellenz, stehen ab sofort unter unserer ständigen Bewachung. Sergeant Olafsson von meinen Marines wird die Wachen einteilen.«

Dana Frost erteilte über ihr mobiles Interkom unverzüglich die notwendigen Befehle.

»Die Situation eskaliert, seit wir hier angekommen sind«, sagte sie schließlich. »Und es sieht so aus, als habe irgendjemand ein großes Interesse daran, die Solaren Welten in einen Konflikt mit einzubeziehen, der eigentlich nicht unsere Angelegenheit ist.«

Hutter nickte. Er hatte sich inzwischen etwas beruhigt.

»Und noch etwas«, sagte sie, »diplomatische Verhaltensweisen hin oder her: Kein Mensch bewegt sich ab sofort innerhalb und erst recht nicht außerhalb des Botschaftsgeländes mehr ohne die Begleitung eines Marines. Das gilt auch für Sie, Bruder William, und für Sie ebenfalls, Schwester Janisa. Damit meine ich auch die übrigen Christophorer.«

*

Während der kurzen Nachtruhe hatten sich alle Menschen in der Botschaft der Solaren Welten mit zusätzlichem Sauerstoff versorgt. Trotzdem spürte Dana Frost, dass ein längerer Aufenthalt auf Mantis VI schnell an die Substanz ging. Insgeheim bewunderte sie Botschafter Hutter und seine nicht von hier stammenden Mitarbeiter dafür, dass sie es so lange auf dieser trockenen, staubigen und für Menschen nicht gerade freundlichen Welt aushielten.

Das war eine ihrer Hauptsorgen angesichts der neuen, nochmals eskalierten Situation. Wie lange würde es Taylor May in der Hand seiner unbekannten Entführer aushalten, ohne regelmäßig mit Sauerstoff versorgt zu werden. Abgesehen von den anderen Bedürfnissen wie Essen und Trinken. Auch hierin unterschied sich der Mensch grundlegend vom Mantiden.

Das Wenigste an einheimischer Nahrung war für einen menschlichen Metabolismus zuträglich, und für Menschen lebenswichtige Flüssigkeiten wie Wasser nahmen Mantiden sowieso kaum zu sich.

Es war ihr auch vorher schon klar gewesen, aber diese Tatsachen verstärkten Dana Frosts Einsicht, dass sie handeln musste – und zwar

rasch.

Da sie keinerlei Anhaltspunkte hatte, wohin die Entführer Qua'la oder jetzt Taylor May verschleppt hatten, brauchte sie dringend weitere Informationen: am besten von D'koh.

Es wurde ihr immer klarer, D'koh war der Schlüssel zu den Entführern.

Mit raschen Schritten hatte Dana Frost die Nachrichtenzentrale der Botschaft erreicht, ein streng abgeschirmter Raum, zu dem nur Botschafter Hutter und von ihm handverlesene Mitarbeiter Zutritt hatten.

Doch bevor sie die Zentrale betreten konnte, vibrierte ihr Kom. Sie blieb an einer Ecke des Gangs stehen und nahm das Gespräch an. Auf dem kleinen Display erschien das Gesicht Gkasch'tars, der wieder Dienst am Haupttor der Botschaft versah.

»Hier ist jemand, der Sie dringend sprechen will, Commander«, ertönte quäkend Gkasch'tars automatisch übersetzte Stimme.

»Wer?«, fragte Frost.

»Ein junger Stabsoffizier der mantidischen Raumflotte. Er heißt Klogg'ter und ist der jüngere Bruder von Qua'la. Er wird noch von jemandem namens Kkiku'h begleitet.«

Dana pfiff leise durch die Zähne. Den einen der beiden hatte sie ohnehin sprechen wollen. Das traf sich gut.

»Warten Sie, ich hole sie persönlich ab. Aber scannen Sie die beiden bitte noch auf Waffen.«

»Das ist bereits geschehen. Sie sind sauber.«

»In Ordnung, bis gleich.«

Fünf Minuten später saßen der junge Offizier und Kkiku'h zusammen mit Dana Frost und Botschafter Hutter in einem Besprechungsraum.

»Ich habe wirklich überhaupt nichts gegen die Romanze zwischen D'koh und Qua'la. Ich würde es sogar begrüßen, wenn sie ihn mit in unsere Familie bringt. Das wäre ein Zeichen, ein wichtiges Signal«, sagte Klogg'ter gerade auf eine Frage des Botschafters.

»Wofür ein wichtiges Signal?«, wollte Dana wissen.

»Das ist doch klar. Ein wichtiges Signal dafür, dass die verkrusteten Herrschaftsverhältnisse aufgeweicht werden. Dass auch normale Mantiden eine Chance bekommen. Deshalb halte ich es auch für unmöglich, dass irgendwelche oppositionellen Kräfte hinter der Entführung stecken. Sie läuft den Zielen und auch dem Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit der Opposition zuwider. Sie können es nicht gewesen sein.«

Dana wunderte sich über die Offenheit des Offiziers, ihr Eindruck bestätigte aber das, was Schwester Janisa vorhin über Qua'las Bruder geäußert hatte.

»Haben sich alle Oppositionellen zur Gewaltlosigkeit bekannt?«, fragte Florian Hutter. »Mir sind da andere Informationen zu Ohren gekommen …«

Es hatte etwas durchaus Menschliches an sich, wie sich der junge Mantide wand und herumdruckste.

Schließlich gab er zu: »Es gibt kleine radikale Grüppchen, die durchaus mit dem Gedanken an Gewalt spielen. Aber auch für die wäre eine solche Aktion eher schädlich.«

»Warum?«, wollte der Botschafter wissen.

»Wenn ich versuche, mich in deren Köpfe hineinzuversetzen, dann müssten die Radikalen eher an Aktionen gegen einflussreiche Traditionalisten interessiert sein. Damit könnten sie vielleicht Sympathien bei noch Unentschlossenen gewinnen – vielleicht! Kkiku'h kennt sie wahrscheinlich besser. Ich weiß es einfach nicht, deren Denken ist mir fast genauso fremd wie das der Traditionalisten. In der Flotte sind sie eine kleine Minderheit …«

»Einer Ihrer Brüder gehört, wie man mir sagte, zu den Traditionalisten«, warf Dana ein.

Klogg'ter bejahte.

»Was hat Sie dazu bewogen, zu uns in die Botschaft zu kommen?«, fragte sie endlich das, was ihr schon lange auf der Zunge lag.

»Ich will helfen, Qua'la zu finden. Ich mache mir große Sorgen um sie, mein Vater und meine Mutter auch.«

Sie wollte gerade die gleiche Frage an Kogg'ters Begleiter richten, der die ganze Zeit schweigsam gewesen war, als sich erneut Danas Kom meldete. Es war die Nachrichtenzentrale, die sie rief. Sie stand auf und trat vor die Tür des Besprechungsraums.

»Ich höre«, antwortete sie. »Ich wollte ohnehin gleich zu Ihnen kommen.«

»Das sollten Sie sofort wissen, Captain«, antwortete der Dienst habende Offizier, »das Signal entfernt sich gerade.«

»Wohin?«

»Der Sender hat Mantis VI verlassen …«

*

D'koh hatte es schon die ganze Zeit vermutet. Jetzt im Andockschlauch, durch den ihn seine Wächter trieben, wurde seine Vermutung zur Gewissheit. Er hatte erstmals in seinem Leben die Oberfläche seiner Heimatwelt verlassen. Er war auf die einzig mögliche Art und Weise ins All gelangt, die für seinesgleichen vorgesehen war.

Als Gefangener.

Der Andockschlauch wies eine Reihe schmaler Fensterschlitze auf, durch die er den Blick auf die endlose schwarze Leere des Weltraums richten konnte.

»Trödel nicht rum!«, raunzte es bösartig hinter ihm.

Die ganze Zeit war er in einem fensterlosen Raum eingesperrt gewesen. Er hatte keine Ahnung, wohin man ihn brachte oder wo er sich gerade befand. Niemand hatte es für nötig befunden, ihm etwas zu

sagen; keine Andeutung, keine Information, nichts. Es wollte aber auch niemand etwas von ihm wissen. Keiner der GPs, die ihn verhaftet hatten, hatte etwas gefragt oder ihn gar verhört.

D'koh ahnte, was das zu bedeuten hatte. Und er wusste in diesem Moment, als er einen kurzen Blick durch das schmale Fenster werfen konnte, dass die bösen Gerüchte, die man sich unten in den Selen-Stationen hinter vorgehaltener Hand erzählte, offensichtlich der Wahrheit entsprachen.

Neben der Schwärze des Alls und ein paar blassen, weit entfernten Sternen hatte er etwas davon erblickt, wohin man ihn durch den Andockschlauch brachte.

Den Teil des Schiffsinneren, den er gesehen hatte, als man ihn aus der kleinen Zelle herausholte, war ein moderner, sauberer Gang, blitzende Leuchtanzeigen, ein funktionierender Antigrav und eine riesige Halle mit zahllosen Gleitern gewesen. Sie hatten die Halle rasch auf dem Weg zur Schleuse durchquert, hinein in jenen Schlauch. Man hielt überall ein Minimum an Atmosphärendruck aufrecht, um sich ohne Funk verständigen zu können.

Das, was er also gerade verlassen hatte, war eines der modernen Schiffe der mantidischen Raumflotte. Das, was er nun betrat, war ein verrostetes, ausgeweidetes Wrack, das antriebslos durch die Schwärze des Alls taumelte.

Ja, die bösen Gerüchte waren tatsächlich wahr. Hierhin wurden all diejenigen abgeschoben, die in irgendeiner Weise irgend jemandem an den Schalthebeln der Macht gefährlich geworden waren. Man fing sie ein, verfrachtete sie ohne Anklage, ohne Prozess und ohne Urteil auf eines der vielen ausgemusterten Raumschiffwracks, die durch das Sonnensystem flogen. Dort überließ man sie ihrem Schicksal. Bestimmt befanden sich auf diesem oder einem der anderen Wracks auch die Mantiden, die vor seinem Haus demonstriert hatten.

Ein besseres Geheimgefängnis gab es nicht für die Geheimpolizei. Garantiert ausbruchssicher und nichts anderes als eine grausame Hinrichtungsmaschine. Denn dass man sich die Mühe machen würde, die Gefangenen mit Nahrung und Selen zu versorgen …

Dieser Illusion mochte sich D'koh nicht hingeben.

Doch er sollte sich in Bezug auf seine Person irren. Das, was man mit ihm vorhatte, sollte seine Vorstellungskraft sprengen …

*

»Wie bitte?«, fragte Dana Frost und konnte kaum einen Ausdruck des Entsetzens verbergen.

Dass der mantidische Strafvollzug seit langem auf ausbruchssichere Gefängnisse setzte, die im All in einer Umlaufbahn um Mantis VI kreisten, war allgemein bekannt. Schließlich hatte diese Art der Verwahrung Strafgefangener weit weg vom planetaren Leben sogar in

bestimmten politischen Kreisen der Erde Bewunderer gefunden. Doch das Gerücht, dass die GP angeblich Gefangene in Raumschiffwracks unterbringt, schockierte selbst sie.

»Exzellenz«, sagte sie, »ich lasse einen Teil meiner Leute hier. Sie werden alles tun, um für die Sicherheit der Botschaft zu sorgen. Der Rest muss mit mir schleunigst zurück zur STERNENFAUST. Bitte fragen Sie mich nicht, was ich dort zu erledigen habe, ich würde es Ihnen – bei allem Respekt – nicht sagen.«

»Verstehe«, antwortete Hutter knapp. Ihm war klar, dass Frost etwas plante, was ihn möglicherweise kompromittieren könnte.

»Meinen mantidischen Kollegen nehme ich mit.« Dana zeigte auf Klogg'ter. »Es könnte nützlich sein, einen Offizier der mantidischen Raumflotte dabei zu haben. Sind Sie damit einverstanden?« Die letzte Frage richtete sich an Klogg'ter direkt.

»Natürlich, ich habe meine Hilfe *Ihnen* angeboten, nicht der Flottenaufklärung, nicht der Polizei und erst recht nicht der GP. Denn ich vermute, dass Sie etwas effektiver handeln werden.«

»Wollen wir es hoffen«, sagte Dana. »Aber ich warne Sie, es wird etwas eng. Unter Platzangst dürfen Sie nicht leiden.«

»Keine Sorge, das halte ich aus.«

»Gut, dann brechen wir sofort auf.«

»Ich würde auch gerne mitkommen«, meldete sich nun Kkiku'h.

»Und warum?«, fragte Dana gereizt.

»Ich kenne D'koh, und ich weiß, in welchen Schwierigkeiten er steckt. Wir«, er wies auf Kogg'ter, »sind uns schon häufiger begegnet, sonst hätte Kogg'ter mich nicht gebeten, ihn zu begleiten. Vor allem aber könnte ich nützlich sein, weil ich die mantidische Öffentlichkeit vertrete.«

Dana starrte ihn fragend an.

»Ich verbürge mich für Kkiku'h«, sagte Kogg'ter stattdessen. »Er ist ein unabhängiger Nachrichtenmann. Was immer geschieht, was immer wir herausbekommen, die Mantiden – alle Mantiden! – haben das Recht, es zu erfahren.«

Dana zuckte mit den Schultern. »Gut, dann wird's eben noch enger.«

Als wenig später die Landefähren vom Raumhafen abhoben, war es wirklich sehr eng in den Beibooten. Nicht nur weil ein ausgewachsener Mantide von zwei Metern Länge und entsprechender Höhe viel Platz brauchte, sondern auch weil Dana Frost – mit Ausnahme von fünf Mann unter Befehl von Corporal Kaharti – fast alle Marines wieder mit zurück zur STERNENFAUST nahm.

Sie waren mit drei Fähren auf Mantis VI gelandet, eine davon ließen sie jetzt zurück. Es kam Dana so vor, als hörte man es dem Donnern der Triebwerke an, dass L-1 und L-2 deutlich überlastet waren. Das war natürlich eine Täuschung. Doch kaum hatten sie das unmittelbare Schwerkraftfeld des Planeten verlassen, klangen sie wieder normal.

Captain Frost hatte schon vor ihrem Start die STERNENFAUST per Funk aufgefordert, die weiter außen im System von Beta Pictoris

angewiesene Parkposition zu verlassen und ihnen entgegenzukommen.

Sie benötigte die Ortungsgeräte der STERNENFAUST, um das schwache Signal des Nanosenders aufzufangen.

Die Zeit, bis sie endlich im Hangar der STERNENFAUST andocken konnten, verging in zäher, nervenaufreibender Langsamkeit. Alle verfielen in tiefes, brütendes Schweigen und hingen düsteren Gedanken nach.

Doch auch diese Prüfung in Geduld ging an ihnen vorüber.

Die beiden Landefähren schwebten in mustergültigem Kurs durch die weit geöffneten Tore des Hangars, die unmittelbar nach ihrem Eintreffen wieder geschlossen wurden. Ungeduldig wartete Frost die letzten Sekunden ab, bis die rote Signallampe erlosch und ein grünes Licht anzeigte, dass der Hangar wieder mit Luft geflutet war. Sie eilte aus der Fähre und rief noch im Forteilen Sergeant Olafsson zu, sich um Klogg'ter und Kkiku'h zu kümmern.

Sekunden später stürmte sie grußlos auf die Brücke.

»Haben Sie das Signal, Lieutenant Stein?«, rief sie noch außer Atem. Natürlich hatte sie ihrem Ortungsoffizier die Frequenzdaten noch vor ihrem Abflug per Funk durchgegeben.

»Aye, Ma'am«, sagte er grinsend und zeigte auf das schwache Blinken vor ihm auf dem Display.

»Können Sie mir sagen, wo das ist?«

»Schwierig, Captain. Vorhin konnte ich noch deutlich die typische Strahlungsquelle eines schnellen, mantidischen Kreuzers ausmachen. Das heißt, der Sender war dort an Bord. Aber diese Quelle hat vor einiger Zeit abgedreht und jetzt ist da nur noch das Sendesignal.«

»Und das bedeutet …?«

»Es sieht fast so aus, als hätte man den Sender und damit wahrscheinlich auch den Träger des Senders im All ausgesetzt.«

Die Gerüchte, die sie in der Botschaft gehört hatte, hatte sie natürlich noch nicht vergessen. »Kann es sich auch um ein Raumschiffwrack handeln?«

»Sicher, wenn man vorher sämtliche Triebwerke und andere Energiequellen ausgebaut hat.«

»Lieutenant Santos«, sagte Frost an den Ruderoffizier gewandt.

»Ma'am.«

»Nehmen Sie Kurs auf die Senderquelle!«

»Aye, Ma'am«, erwiderte er.

»Äh, Captain …«, bat David Stein um Aufmerksamkeit.

»Ja, Lieutenant?«

»Ich erhalte gerade vom automatischen Navigationssystem die Meldung, dass die Koordinaten nicht angeflogen werden dürfen.«

»Eine automatische Ansage?«, vergewisserte sie sich.

»Ja, aber es ist kein militärisches Sperrgebiet.«

»Ignorieren.«

»Aye, Captain.«

Tong zog die Augenbrauen hoch, sagte aber nichts.

Wenig später erfuhr Frost auch, warum der Sektor offiziell gesperrt war.

»Es handelt sich um einen elliptischen Streifen, eine Umlaufbahn um Beta Pictoris«, berichtete ihr Erster Offizier, der kurz recherchiert hatte. »Dort wird Weltraummüll entsorgt.«

»Wracks von Raumschiffen?«, fragte Dana mit finsterer Miene.

»Wracks, Wrackteile, radioaktiver Abfall, alles Mögliche«, antwortete Tong.

»Lieutenant Stein, können Sie das bestätigen?«

»Jawohl, Captain«, antwortete der Ortungs- und Kommunikationsoffizier. »Und wie Sie vermutet haben, befindet sich am Zielpunkt ein ziemlich ramponiertes Wrack. Es ist ein Wunder, wenn da im Innern noch atmosphärischer Druck herrscht.«

Frost nickte nachdenklich. »Ich gehe mit Sergeant Olafsson und fünf Marines von Bord. I.O., Sie haben die Brücke.«

Tong versuchte nicht einmal, Widerspruch einzulegen. »Aye, Ma'am.«

*

Als sich Dana Frost zehn Minuten später im Hangar einfand, trug sie einen Raumanzug.

Die sechs Marines erwarteten sie in ihren schweren Panzeranzügen, die unter anderem weltraumtauglich waren.

»Sind jetzt auf Parallelkurs und nähern uns an, Captain«, klang Tongs Stimme aus ihrem Helmlautsprecher.

»Gut.« Sie wandte sich an die bereit stehenden Marines. »Ich habe keine Ahnung, was uns da drüben erwartet. Unsere Aufgabe ist eine Befreiungsaktion. In diesem Wrack befindet sich mindestens ein Gefangener. Wahrscheinlich sogar mehrere Häftlinge, die illegal dort festgehalten werden. Wir verfügen nicht über Informationen, ob sie bewacht werden.«

Olafsson schaltete sich ein. »Ihr wisst also, dass ihr euch auf Überraschungen einstellen müsst. Wir wollen keinen Ärger, aber wir gehen nicht ohne die Gefangenen.«

»Captain«, wurde sie von ihrem Ersten Offizier benachrichtigt, »unsere Annäherung an das Sperrgebiet ist nicht unbemerkt geblieben.«

»Dachte ich mir«, sagte Frost. »Vertrösten Sie sie.«

»Okay, ich werde mich für das Versehen entschuldigen. Navigationsfehler. Und wenn die weiternerven, fällt mir schon was ein. Viel Erfolg.«

»Danke, I.O.«, sagte sie und meinte nicht nur die guten Wünsche.

Geplant war, dass an Bord der L-1 Olafsson mit seinen Marines die Vorhut bildete. Die Mantiden sollten mit Dana Frost im zweiten Shuttle folgen. Doch bevor die Einstiegsluke geschlossen wurde, drängte

Kkiku'h seinen chitingepanzerten Leib mit hinein.
»Was soll das?«, verlangte Frost zu erfahren.
»Sollen wir ihn wieder rausschmeißen, Captain?«, fragte Olafsson durchs Helmkom, doch die Luke war bereits geschlossen.
»Ich will die Aktion von Anfang an aufzeichnen, Commander«, ertönte die Translatorstimme Kkiku's. »Bitte …«
»Verdammt, wir haben keine Zeit mehr«, beschloss Dana. »Start!«
Die L-1 schwebte aus dem geöffneten Schott der STERNENFAUST. Das Wrack, das sich jetzt nur noch in einigen Kilometern Abstand befand, war deutlich zu sehen. Die löchrige und zerbeulte Oberfläche funkelte in den schwachen Strahlen von Beta Pictoris.
Lieutenant Stein meldete sich.
»Was gibt's, Ortung?«
»Hinter dem Wrack, fast im Ortungsschatten befindet sich ein Schnellboot der Mantiden. Es ist am Wrack angedockt. Die Triebwerke sind ausgeschaltet, deshalb habe ich es erst jetzt …«
Dana unterbrach ihn. »Olafsson! Haben Sie die Meldung der Ortung verstanden?«
»Jawohl, Captain.« Er wandte sich an seine Männer. »Wir müssen uns darauf einrichten, dass wir bereits erwartet werden.«
Einer der Marines grunzte: »Wäre sonst ja auch langweilig.«
Dana vermutete, dass es sich um Takashi gehandelt hatte. Dabei lief es ihr heiß und kalt den Rücken hinunter. Man hatte sie wegen ihrer angeblichen diplomatischen Fähigkeiten hierher geschickt. Doch das, was sie jetzt gerade anzettelte, lief auf eine handfeste diplomatische Krise hinaus.
Was mache ich hier?, fragte sie sich selbst.
»Ortung«, bellte sie über Funk, »ich denke, das Schiff, das D'koh hier ausgesetzt hat, ist wieder beigedreht?«
»Captain, das Schiff, das am Wrack hängt, ist ein viel kleineres, aber auch sehr viel schnelleres als der vorhin geortete Raumkreuzer. Es muss schon eine ganze Weile hier sein. Deshalb konnten wir es nicht orten.«
»I.O., wir starten sofort mit der L-2«, beschloss Dana. »Klogg'ter ist Offizier, das könnte nützlich sein.«
Jetzt kommt es sowieso nicht mehr drauf an, dachte sie und verdrängte den Gedanken, was wohl geschehen würde, wenn einem der beiden Mantiden etwas geschah …

*

Vor ihr legte die L-1 an einer noch gut erkennbaren, ehemaligen Andockstation des Wracks an.
Dana Frost machte sich ebenfalls bereit für den Ausstieg.
Die Mantiden benötigten zwar keine Atemluft. Dennoch trug Klogg'ter – ebenso wie Kkiku'h – einen weltraumtauglichen

Schutzanzug, der ihn gegen Kälte und Dekompression schützen sollte. Sie stammten aus den Beständen der Botschaft und waren eigentlich für deren Mitarbeiter gedacht.

»Im Wrack existieren noch einige Bereiche mit Restatmosphäre.«, tönte Olafsson in Danas Helmlautsprecher. »Mit der Restwärme können Mantiden wohl eine Zeit überleben. Hier ist jedenfalls eine funktionstüchtige Schleuse.«

»Funktionstüchtig? Wir haben keine Energie angemessen …«, erwiderte Frost.

»Jawohl, funktionstüchtig, Captain. Diese Schleuse wird per Hand bedient.«

»Per Hand?«

»Na ja, mantidische Hände. Ich bin froh, dass wir Kkiku'h dabei haben. Er hat die Funktionsweise nämlich sofort erfasst. Allein stünden wir wohl immer noch davor und würden rätseln, wie das hier funktioniert. Ah, er bekommt sie auf … Oh, verdammt!«

»Was ist, Sergeant.«

»Mit jedem Öffnen der Schleuse entweicht etwas von der Atmosphäre des Wracks in den Weltraum. Sie wird nicht beim Öffnen ins Innere zurückgepumpt.« Er atmete hörbar durch. »Wir gehen jetzt rein.«

»Warten Sie, bis wir angelegt haben, dann gehen wir gemeinsam rein. Ist die Schleuse groß genug?«

»Aye, Captain, sie wurde für Mantiden gebaut.«

Die L-2 dockte oberhalb der L-1 an.

Frost und Klogg'ter hangelten sich durch die Schwerelosigkeit, um ebenfalls die offen stehende Schleuse zu erreichen.

»Irgendetwas gesehen, gehört?«, fragte Dana den Sergeant.

»Nichts, Captain. Wenn nicht das Nanosignal wäre, könnte man glauben, dass auf diesem Wrack keine Maus mehr lebt.«

»Schließt das äußere Schott.«

Dana Frost war sich des Risikos voll bewusst. Sie schwebten in der Schwerelosigkeit der Schleuse wie auf einem Präsentierteller, frei zum Abschuss. Die Marines waren gepanzert, aber sie selbst und die Mantiden …

Sie spürte, wie ihr Amulett – die verformte Kugel – auf ihrer Haut regelrecht zu brennen begann und der Gedanke: *Bedenke, dass du sterblich bist!* wie ein Schmiedewerk in ihrem Kopf hämmerte.

Es nützte nichts, sie hatte keine andere Wahl, wenn sie ihr Ziel erreichen und D'koh befreien wollte. Er war der einzige Schlüssel, den sie besaß, um irgendetwas für die Entführungsopfer zu tun. Sie musste alles riskieren für eine minimale Chance.

Plötzlich fühlte sie sich sanft gepackt.

»Verzeihung Ma'am«, sagte Takashi, der sie hinter sich schob. »Bitte bleiben Sie zurück.«

»Alle Lampen aus und inneres Schott öffnen«, befahl Olafsson mit eiskalter Ruhe.

Auch das innere Schott musste per Hand bewegt werden. Einige, den

kräftigen Klauen der mantidischen Kampfarme angepasste Hebel wurden umgelegt und zwei mit entsprechenden Griffmulden versehene Räder mussten unter Einsatz größtmöglicher Körperkraft gedreht werden. Zischend drang die kostbare Atmosphäre des Wracks in die Schleuse. Diese Restatmosphäre war der einzige Schutz vor der tödlichen Kälte des Alls.

Hinter dem sich öffnenden Tor blickte Dana in die gähnende Leere eines dunklen Gangs.

»Scheinwerfer an!«, sagte Sergeant Olafsson nach einem Moment und aktivierte einen starken Strahler.

Seine Marines taten es ihm gleich.

Kann es sein, dass uns noch kein Schwein bemerkt hat?, überlegte Dana.

Der Gang, der von der Schleuse ins Innere des Schiffs führte, war leer. Einige Kabelbäume ragten funktionslos aus der Wand, an der an vielen Stellen die ursprüngliche Verkleidung herausgerissen worden war.

Zwei Marines hechteten im Gleitflug in den Gang und leuchteten auch die Seitengänge aus. Dann schalteten sie die Magnetsohlen ihrer Kampfanzüge ein und klackten an Metallstreben fest. Es sah bizarr aus, einer ragte waagerecht in den Gang hinein, während der andere aus Frosts Sicht kopfunter an der Decke hing.

»Nichts zu sehen, Sergeant«, meldete der eine.

Olafsson richtete sein undurchsichtiges Visier auf Dana. »Captain?«

Sie nickte. »Weiter!«

Die Erstarrung, die sie und den Rest ihrer Truppe gepackt hatte, löste sich – ein wenig. Mit aktivierten Magnetsohlen bewegten sie sich gegenseitig sichernd durch den Hauptgang.

Ein Teil der Marines – eigentlich alle außer Takashi, der ihr nicht von der Seite wich – waren gut zwanzig Meter vor ihnen. Sie leuchteten in jeden abzweigenden Gang und öffneten eine Tür nach der anderen, die in irgendwelche Räume führten. Das Schiff wirkte wie ausgestorben.

Doch dann …

»Captain, hier!« Olafsson stieß seine Meldung mit einem zischenden Laut hervor. »Ich fürchte hier ist, was sie suchen …«

Dana eilte, so schnell es mit magnetischen Sohlen ging, auf Olafsson zu. Einen Moment später wusste sie, was der Sergeant meinte.

Im Boden des Hauptgangs befand sich eine kreisrunde, gut zehn Meter im Durchmesser große Öffnung zu einem unterhalb liegenden Raum, der jetzt von dem gleißenden Licht der Handstrahler und Helmlampen beleuchtet wurde.

Dort befanden sich bestimmt zwanzig, wenn nicht noch mehr Mantiden, die sich in einer Ecke zu einem grausig aussehenden Knäuel verflochten hatten. Einige schienen noch zu leben. Andere waren offensichtlich tot, denn einige ihrer Beine und Arme waren abgerissen und trieben als leere Chitinhüllen um die Mantidengruppe herum, die sich auf engsten Raum zusammendrängte, um sich gegenseitig mit ihrer Körperwärme vor dem endgültigen Erstarren und Erfrieren zu bewahren.

»Bei allen geflügelten Himmelsboten«, klackte es aus dem Translator, den Kkiku'h am Hals trug.

Trotz seiner sichtbaren Erschütterung hielt er sein kleines Aufzeichnungsgerät fest in der Hand und schwenkte es mit einer unheimlichen Ruhe über eine Szene des Grauens, die er und Klogg'ter sofort begriffen und die sich den Menschen erst nach und nach erschloss.

Aus Selenmangel hatten die bedauernswerten, hier ausgesetzten Gefangenen nach und nach die Körper ihrer an Entkräftung gestorbenen Leidensgenossen aufgerissen und ausgesaugt.

Das ist Kannibalismus, zu dem diese Wesen gezwungen wurden, schoss es Dana durch den Kopf und erschauerte.

Dann gewann die Wut über die eigentlichen Urheber die Oberhand. Doch auch dieses Gefühl ließ sie nicht hoch kochen, sie zwang sich vielmehr zu äußerster Ruhe.

»Sergeant, beginnen Sie mit der Evakuierung«, befahl sie. »I.O., hören Sie mich?«

»Aye, Ma'am.«

»Nehmen Sie Kontakt mit der Botschaft und den mantidischen Gesundheitsbehörden auf. Übermitteln Sie die Bilder aus unseren Helmkameras und schildern Sie unseren Fund. Die Sache wird jetzt offiziell. Fordern Sie Verstärkung an. Wahrscheinlich befinden sich noch weitere Gefangene auf anderen Wracks …«

»Commander«, sagte Klogg'tar, »D'koh ist nicht dabei.«

»Okay, wir …«

»Captain!«, ertönte auf einmal David Steins Stimme in Danas Helmlautsprecher. »Der mantidische Schnellraumer fährt die Maschinen hoch.«

»Die wollen abhauen«, sagte Dana. »Das müssen wir verhindern. Olafsson, Sie kümmern sich um die Mantiden! Klogg'tar, ich brauche Sie jetzt. Bitte begleiten Sie mich. L-1 übernimmt die Evakuierung, L-2 nehmen wir.«

Dana Frost deaktivierte die Magnetsohlen, stieß sich kräftig ab und schoss zurück zur Schleuse. Noch unterwegs sah sie, wie ein großer Schatten seitlich an ihr vorbeizog. Klogg'tar erreichte als Erster die Schleuse, dann Frost und Takashi, der ihr folgte wie ein Schatten.

Er wollte schon das innere Schott zudrehen, da drängte sich Kkiku'h noch hinein.

Die L-2 legte ab.

Sie war viel näher an dem Schnellraumer als die STERNENFAUST, deshalb wollte sie das Schiff mit der Landefähre stoppen. Die L-2 ließ sich relativ stark beschleunigen.

Sie tauchte um den ausgeweideten Leib des Wracks herum und schob sich mit einer eleganten Drehung über den kleinen, hantelförmigen Schnellraumer, der trotz seiner Wendigkeit seine Antriebsaggregate noch nicht zu einer ausreichenden Betriebstemperatur hochgefahren hatte, um überhaupt ablegen zu können. Mit der weiter entfernten

STERNENFAUST hätte der mantidische Raumer zwischen den Trümmerteilen und Wracks, die hier überall herumflogen eine Chance zur Flucht gehabt.

So jedoch nicht.

Im Gegensatz zu dem Wrack besaß der Schnellraumer standardisierte Andockstationen. An der erstbesten machte Crewman Wredan, der Pilot der L-2, kurzerhand fest.

»Ich gehe vor, Captain«, sagte Takashi bestimmt.

Dana gab ihm angesichts seines massiv gepanzerten Kampf anzugs widerspruchslos den Vortritt.

Zischend öffnete sich das automatische Zwischenschott. Wieder betraten sie ein scheinbar leeres Schiff. Allerdings war das Anlaufen der Triebwerke deutlich zu hören.

»Zur Brücke!«, befahl Dana.

Sich nach allen Seiten absichernd rückten die beiden Menschen und die zwei Mantiden vor. Im den mantidischen Größenverhältnissen angepassten Kommandoraum wurden sie allerdings bereits erwartet.

»General Krqu'tghul!« Der Translator Klogg'ters brachte das Erstaunen in der Stimme des jungen Stabsoffiziers rüber. Und einen Moment später: »Da ist Qua'la …«

»General Krqu'tghul ist der oberste Befehlshaber der GP«, ergänzte Kkiku'h an Frost gewandt.

»Still! Dorthin, Sie alle! Waffen weg!«, herrschte der als General angesprochene die vier Eindringlinge an. Er hatte zwar keinen Translator, aber er sprach so laut, dass die beiden tragbaren Geräte von Kkiku'h und Klogg'ter synchron mitübersetzten.

Er hielt einen Blaster in der Hand, mit dem er wie ein schlechter Dirigent herumfuchtelte. Von der Waffenüberlegenheit Takashis nahm er keine Notiz. Dana erkannte auch sofort, warum. Zum einen waren noch vier weitere Blaster auf sie gerichtet. Die uniformierten Mantiden, die sie hielten, hatten sich sorgfältig postiert. Ohne Verluste waren sie kaum auszuschalten.

Wichtiger als das war noch etwas anderes. Seitlich neben dem General befanden sich zwei Geiseln. Dana erkannte den Menschen sofort – Taylor May. Bei der Mantidin daneben handelte es sich um Qua'la, Klogg'ter hatte es gesagt. Beide waren mit Magnetschellen gefesselt und standen zur Unbeweglichkeit verdammt im Raum.

»Sie sehen, was die Fesseln mit unseren Gefangenen machen?«, schnarrte der General.

Das kleine Steuergerät in der Feinhand des Generals sprach eine deutliche Sprache. Ein Knopfdruck und die Kraft auf den Fesseln würde sich so erhöhen, dass die Mantidin zerquetscht würde, so wie ein Nussknacker eine Walnuss knackt. Über die Auswirkungen der Fesseln auf Taylor May wollte Dana Frost nicht näher nachdenken.

»General«, sagte sie bestimmt und aktivierte ihren Translator zu voller Lautstärke. »Sie können nicht mehr gewinnen. Inzwischen weiß jeder Mantide über ihre Machenschaften Bescheid. Geben Sie auf!«

»Still, wer hat Ihnen erlaubt, etwas zu sagen? Wenn jemand redet, dann ich!«

»General, machen Sie sich nichts vor. Sehen Sie diesen jungen Mantiden dort. Er hat alles aufgezeichnet, was wir an Schrecken auf dem Wrack gefunden haben. Schrecken, den offensichtlich Sie zu verantworten haben. Er zeichnet auch jetzt auf und alles wird automatisch an seine Sendezentrale gefunkt, die diese Bilder in diesem Augenblick an alle Bildballons ihrer Welt sendet. Viele Millionen sehen ganz genau zu, was Sie jetzt gerade tun und wie Sie sich verhalten. Sie können es mir ruhig glauben, General. Sie haben verloren!«

»Ruhe! Sie sollen still sein. Unsere Idee verliert niemals.«

»General. Ich bin Commander Frost, Captain der STERNENFAUST, Leichter Kreuzer des Star Corps. Die Mantiden und wir sind Verbündete. Wie sieht es da aus, wenn Sie meine Leute und diejenigen, die sich unter meinen Schutz gestellt haben, mit der Waffe bedrohen? Können Sie das mit Ihrer Ehre vereinbaren? Mit Ihrer Treue zur Königin? Mit der Pflicht, die sie Ihrem Volk schulden?«

»Mein Volk, pah!« Wenn der General hätte ausspucken können, er hätte es wohl getan. »Das verkommene Pack erkennt die wahren Werte nicht mehr an!

Der Adel muss sich gegen dieses Volk wehren, bevor der gemeine Pöbel alle Werte mit Füßen tritt!«

»Captain«, drang in diesem Moment Michael Tongs Stimme aus Danas Helmlautsprecher, »legen Sie mich bitte auf Ihren Außenlautsprecher und den Translator.«

Frost zögerte nur einen Moment. »Ok, I.O., legen Sie los!«

»Hören Sie General, Sie sehen mich nicht, weil ich mich auf der Brücke der STERNENFAUST befinde, aber ich kann Sie über die Helmkamera meines Captains ganz gut erkennen. Ich bin Lieutenant Commander Michael Tong, der Erste Offizier von Captain Frost. Ich möchte Sie nur bitten, General, dass Sie mal einen Blick auf Ihre Instrumente werfen. Dann werden Sie nämlich sehen, dass Sie im Schussfeld unserer Gauss-Kanonen liegen, die feuerbereit sind. Sollten Sie Ihren Geiseln, Kkiku'h, Klogg'ter, dem Sergeant und dem Captain irgendetwas antun, entfällt für mich jeder Grund, nicht auf Ihr Schiff zu schießen. Und Sie wissen genau, dass Sie das nicht überleben, General.«

»Ha! Glauben Sie Schwätzer im Ernst, Sie könnten mich einschüchtern. Nein, Sie werden uns den Weg freigeben und zwar sofort, sonst bringen wir nämlich ganz langsam einen nach dem anderen um. Verstanden?«

»General«, erwiderte Tong mit erstaunlich ruhiger Stimme, »Sie haben mir nicht zu Ende zugehört. Ich bat Sie, werfen Sie einen Blick auf Ihre Instrumente. Sie sind nicht nur in unserem Schussfeld. Von Mantis VI nähert sich mit hoher Geschwindigkeit eine kleine Armada mantidischer Kreuzer. Und glauben Sie mir, die wollen Sie nicht raushauen, die wollen Ihren Kopf …«

Tongs letzte Worte vermischten sich mit einem schleifenden, schlitternden Geräusch.

Als sich der General tatsächlich leicht zur Seite drehte, um auf die Instrumente zu sehen, stieß sich Dana Frost kräftig ab und schoss knapp über dem Boden auf General Krqu'tghul zu. Sie prallte gegen sein vorderes Beinpaar und nutzte den Aufprall, um ruckartig ein Stück nach oben zu kommen. Gerade ausreichend, um dem General die Fernbedienung für die Magnetfesseln aus der Hand zu schlagen …

Aber nicht, um ihm auch noch den Blaster zu entwinden. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass die Fernbedienung quer durch den Raum flog. Mit einer eleganten Bewegung fing Klogg'ter sie auf.

Doch in diesem Moment spürte sie, dass ein stahlharter Kampfarm sie umfasste und zu zerquetschen drohte. Auch die beiden Feinarme des Generals waren kräftiger, als sie gedacht hatte, und hielten sie ebenfalls gepackt. Am schlimmsten aber war die Mündung seines Blasters, die sich auf einen Punkt etwas oberhalb ihrer Augen zubewegte.

Der General presste ihr die Mündung auf die Stirn und – drückte ab!

Im glichen Augenblick spürte Dana eine heftige Erschütterung. Qua'la, gerade von Klogg'tar mit Hilfe der Fernbedienung aus ihren Fesseln befreit, stürzte sich auf den General.

Frost griff mit beiden Händen um den Lauf des knapp abgefälschten Blasters. Sie spürte die Wärme der Schockwellen, die aus ihm hervorbrachen. Gleichzeitig zerdrückten die Klauen des Generals ihre Rippen.

Sie schrie vor Schmerz, stemmte sich weiter gegen die Waffe und bog sie von sich weg. Nur weg.

Plötzlich ließ die mörderische Umklammerung nach. Verblüfft sah sie nach oben und starrte in die blicklosen riesigen, verschleierten Augen des Mantiden und begriff, dass er tot war. Getötet von seiner eigenen Waffe.

Und sie registrierte zur gleichen Zeit, dass um sie herum die Hölle losgebrochen war. Takashi feuerte und hatte bereits zwei der anderen Bewaffneten ausgeschaltet. Der dritte folgte in diesem Moment.

Der letzte warf voller Panik die Waffe durch den Raum und ergab sich.

»Captain?«, schnarrte Tongs Stimme in Danas Helm.

Dana schaute sich um.

»Wundersamerweise keine Verluste auf unserer Seite, I.O. Vier tote Gegner und ein Gefangener«, sagte Dana mit ungläubiger Stimme und sah, wie Qua'la die Brücke verließ. »Takashi, machen Sie sich auf eine dicke Belobigung gefasst.«

»Aye, Ma'am!«

Frost konnte sein Lächeln fast hören. »Aber wir sind hier noch nicht fertig. Wir müssen D'koh finden!«

»Commander, Qua'la und ich wissen, wo er ist!«, meldete sich Taylor May.

In diesem Moment kehrte Qua'la bereits mit D'koh in die Kommandozentrale zurück.

»Diese Verbrecher haben ihn auch hier auf dem Schiff festgehalten«, sagte Taylor May. »Sie wollten ihn einer Gehirnwäsche unterziehen. Er wäre ihre willenlose Marionette geworden, mit dem Auftrag uns umzubringen, um die Schuld an den Entführungen tatsächlich irgendwelchen oppositionellen Gruppen in die Schuhe schieben zu können.«

»Ich vermute mal, die GP hätte ihn auf frischer Tat geschnappt«, sagte Dana nachdenklich.

»Diesen Triumph hätten sie sich sicher nicht entgehen lassen«, ergänzte Kkiku'h. »Aber noch viel wichtiger wäre für sie gewesen, die politische Stimmung erfolgreich zu Gunsten der Traditionalisten zu beeinflussen.«

»Da dürfte was dran sein«, sagte Dana.

Abseits der anderen sah sie in einer Ecke Qua'la und D'koh, die eng nebeneinander standen und sich zärtlich mit den Fühlern berührten. Dana lächelte.

Auch Klogg'ter war die Szene aufgefallen und näherte sich langsam den beiden.

»Entschuldigt, wenn ich euch störe, aber ich muss euch – speziell dir D'koh – etwas sagen«, klickte er behutsam. »Ich wäre stolz darauf, dich als neues Mitglied unserer Familie begrüßen zu dürfen.«

»Aber dein Bruder! Nein, das geht nicht gut«, stammelte D'kohs Stimme aus den eingeschalteten Translatoren.

»Vergiss ihn. Nach diesen Ereignissen haben Traditionalisten in unserer Familie nichts mehr zu sagen. Und wenn sich herausstellen sollte, dass er auch nur im Entferntesten irgendetwas mit General Krqu'tghuls Verschwörung zu tun hatte, dann hat er erst recht Stimme und Zugehörigkeit zu unserer Familie verloren, das verspreche ich.«

D'koh schwieg, man spürte dem Schweigen seine Unsicherheit an.

»Klogg'ter, ich glaube, wir werden uns anders entscheiden«, sagte nun Qua'la, »D'koh hat auch eine Familie. Und wenn er mit mir zusammen ist, dann sind *wir beide* eine Familie. Ich weiß, dass wir viele Freunde haben.«

Mutig, dachte Dana Frost.

Epilog

Tage später

Die STERNENFAUST befand sich auf dem Rückweg in die Solaren Welten, wohin man sie zur persönlichen Berichterstattung befohlen hatte.

»Captain, ich habe hier interessante Nachrichten aufgefangen.« Die Stimme von Leutnant Stein riss Frost aus ihren Gedanken, die in Gedanken bereits den Bericht schrieb. »Ich dachte, es würde Sie interessieren. Es ist eine Nachricht über Commander Schaffer.«

Dana ahnte nichts Gutes, doch sie sollte sich täuschen.

»Commander Schaff er hat das Wrack der Wilson's Smile entdeckt.«

»Wie bitte?« Das war wirklich interessant.

»Aber das Beste kommt noch. Es gibt Überlebende.«

»Wie bitte? Es ist fünfunddreißig Jahre her, dass die Wilson's Smile verschollen ist!«

»Schaffer hat das havarierte Schiff auf einem merkurgroßen Eis- und Gesteinsbrocken in der Dunkelwolke entdeckt. Sie erinnern sich, das Schiff hatte ähnliche Probleme wie wir mit dem Mandelbaum-Receiver. Den Überlebenden gelang es, sich tief in diesen Gesteinsbrocken hineinzubohren und dort eine Art Kolonie aufzubauen. Entsprechende Geräte, Maschinen zur Lufterneuerung, Apparate zur Wassergewinnung und so weiter hatten sie ja dabei …«

Frost blickte ihren Ersten Offizier an. »Was sagen Sie dazu? Ausgerechnet Schaffer und seiner GALAXY gelingt eine derart sensationelle Entdeckung …«

»Nun ja, Captain«, war die Antwort. »Bruder William würde sagen: Den seinen gibt's der Herr im Schlaf.«

ENDE



Planet der Sieben Monde

von Alfred Bekker

Die STERNENFAUST eskortiert Botschafter Paljanow in das Tardelli-System. Hier soll er mit den Bewohnern des Planeten Heptagon über einen Pakt verhandeln, der es den Solaren Welten ermöglicht, einen weit vorgeschobenen Horchposten zu installieren, um die Kridan auszuspionieren.

Doch Captain Dana Frost und ihre Crew werden bereits von den vogelähnlichen Außerirdischen erwartet …

Auf Heptagon trifft Dana Frost zum ersten Mal auf die Hinterlassenschaften einer uralten, machtvollen Zivilisation.